



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o. 1.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Wenn man die mit eiligen, geschäftigen Menschen erfüllten Straßen Rotterdam's, wo die alterthümlichen, spitzen, bogengiebligen Häuser mit modernen Firmenschilden übersät sind, durchwandert hat, so gelangt man in ruhigere Quartiere, in welchen große Magazinebauten stille, weite Wasserbeden umgeben, auf denen Schiffe lagern, deren riesige, hoch emporragende Rumpfe hier mit Waaren aller Art vollgefüllt, dort von diesen entlastet werden. Geht man dann noch weiter, so tauchen aus großen, grünen Ebenen unzählige Fabrikschornsteine auf, zu welchen Kanäle sich hinziehen, auf deren schwärzlich stiller Flut lautlos Schiffe gleiten; zwischen den rauchenden Schloten erblickt man hier und da prächtig grüne Bäume und Buschwerk, den lebendigen Schutzwall eleganter Landhäuser, die, in schnörkelhaftem Baustyl aufgeführt und mit weithin blühenden vergoldeten Drachen als Wetterfahnen verziert, der holländischen Landschaft den so eigenartigen Charakter verleihen. An den Kanälen liegen aber auch schmucke, einfachere Häuser, in denen zur Ruhe gesezte Schiffskapitäne, oder die Familien solcher, die noch auf dem Meere umherfahren, wohnen.

Ein derartiges niedriges, hübsches, mittelgroßes Haus, mit vergoldetem eisernem Gitter umgeben, ist das Ziel unserer Wanderung. Durch ein überaus sauber gehaltenes Gärtchen gelangt man in einen steinernen Hausflur, der vier Thüren zeigt, gleich rechts hören wir reden und treten unsichtbar ein. Das Zimmer ist echt holländisch sauber. Ein weißer Keimwandbezug überdeckt den Bodenteppich, das große, auffallend breite Fenster verhüllt eine schneeweiße Gardine, die mit bunten Blumen und ausländischen Vögeln in Oelfarbe bemalten Wände sind kaum sichtbar vor den sehr alterthümlichen, mit alten Porzellantaßen und Tellern ausgestatteten Schränken; die eine Seite des Zimmers wird eingenommen von einem großen Kamin, dessen Befeidung aus sehr großen meißingenen Löwentöpfen und bunten, glänzenden Steinfliesen zusammengesetzt ist. — Am Fenster dieses Gemachs steht eine hochgewachsene Dame und schaut beharrlich auf die fernen Wipfel der Maasschiffe. In der Nähe des Kamins sitzt, auf seinem gewohnten Platze, ein untersehter Mann, dessen breiter Nacken einen echten, wettergebräunten Kapitänskopf trägt.

Er speit nach echter Schifferart in

gemessenen Pausen, aber erregter als sonst in die Nische des Kamins und richtet dann die vogelscharfen, hellgrauen Augen ungeduldig auf die Dame am Fenster. „Es sollte zwischen Vater und Tochter doch mehr Einstimmigkeit herrschen, Gesine,“ sprach er jetzt halblaut mit rauher Stimme.

„Wenn Du etwas Gutes willst, werde ich Dir nie entgegen sein,“ erwiderte die junge Dame.

„Was willst Du Böses?“ frug jetzt mit einem mürrischen Blick aus den scharfen Augen der Vater, „ich möchte ja nur, daß Du zu dem schwarzen Burtschen ein wenig freundlich wäirst — wer denkt denn an etwas Weiteres?“

„Das ist es eben,“ entgegnete die Tochter, noch immer keinen Blick von der sonnig nebligen Ferne wendend. „Er ist zwar nur ein Negger — aber ich mag auch bei diesem nicht als Mittel zur Täuschung dienen. Es ist Deiner und auch meiner unwürdig, auf solche Weise einen Menschen an das Schiff zu fesseln.“

„Der Schwarze ist der beste Steuermann, den es gibt,“ brummte zornig der Kapitän. „Er dient mir fast um Nichts und was ich in Alexandrien für ihn zahlte, um ihn von einem Schuldbelastung, das gleichbedeutend mit jahrelanger Knechtschaft gewesen, zu retten, hat er in den sechs Jahren, die er jetzt auf dem „Schwan“ ist, längst abgearbeitet. Ich bekomme nie eine Kraft wie diese wieder.“

„Er ist ein unheimlicher Mensch, Vater — er scheint mir wie der böse Geist des Schiffes. — Er bringt Dir sicher kein Glück.“

„Er ist ein Schwarzer, darum erscheint er Dir unheimlich, er ist mein Diener und Werkzeug und der Geist des Schwans bin ich,“ erwiderte der Kapitän. „Der Schwarze ist ein Narr, weil er sich in Dich vergafft hat, er ist ein echter, rechter Tollhausnarr, aber wenn diese Narrheit, die seinem harten, schwarzen Schädel nichts schadet, mir nützlich und gewinnbringend ist, warum soll ich das Seil, an dem ich diesen Menschen führen laß, nicht in der Hand behalten?“

„Aber ich mag meine Freundschaft auf diese Weise nicht als falsche Münze gebrauchen lassen. Mein Lächeln soll nicht der Köder für diesen schwarzen Teufel sein. Ich begreife nicht, warum Du, der sonst so stolze, unabhängige Kapitän van Heeren, der seine Schiffsleute bisher nie anders denn als eine Kraft, die er bezahlt, behandelt hat, und die er wegwirft, wenn er sie nicht mehr braucht — diesen schwarzen Burtschen so an Dich gezogen hast, ihn so zuvorkommend und nachsichtig, ja fast freundschaftlich behandelst. Du mußt etwas Anderes mit diesem Menschen noch vorhaben — Du liebst mich, das weiß ich, und nur um Dir einen Steuermann billig zu halten, läßt Du nicht Deine Tochter ihr Lächeln so verwerthen.“

„Ich bin nicht reich,“ warf der Kapitän rauh und finster ein, „ich habe große Verluste gehabt — während ich nach Singapore unterwegs war, ist das Turbantuch um die Hälfte im Preise gefallen — die Ladung war auf meine Rechnung und ich habe viermalhunderttausend Gulden verloren. Es ist dieß nicht der erste Unglücksfall in den letzten Jahren. Wir können keinen Stein in unserem Besitzthum unser eigen mehr nennen,“ stieß der Kapitän in zorniger Erregtheit hervor.

„Ich will mich einschränken, Vater, wir können den Gärtner und den Diener entlassen. Wir können ja auch die für uns leicht entbehrlichen Gemälde in unserem Stadthause verkaufen, Du sagtest, der Hebbema allein sei zwanzigtausend Gulden werth.“

„Schweig, sprich nicht so laut!“ rief der Kapitän, tiefroth das braune Gesicht, vom Stuhle aufspringend. „Rühre nicht daran,“ fuhr er drohend fort. „Hüte Dich, irgend Jemand auf der Welt merken zu lassen, daß wir nicht mehr stehen wie früher. Es geht sonst nicht gut!“ Und aus dem starren, festen Gesichte von Heeren's funkelten fletsam,



Die „Donna Anna“. Der Gärtner richtet den Ohnmächtigen auf. (S. 2.)

unheimlich wild die kleinen, hellen Augen. Bei diesen Tönen, in welchen der Kapitän sprach, wendete sich Geline, die bisher ununterbrochen über die Ebene hinausgestarrt, zu ihrem Vater um — in demselben Moment aber ertönte auch am Gartenthor die Glocke und bevor das Mädchen das Zimmer, wo das beim Klange der Glocke ihre Absicht schien, verlassen konnte, trat auf den Herceur des Kapitans die Person, um welche sich die Unterhaltung von Vater und Tochter drehte, in das Zimmer.

Es war ein schöngestalteter, hochgewachsener afrikanischer Neger, tiefschwarz und von einer Gesichtsbildung, die, seine Nasenmerkmale abgerechnet, edel genannt werden durfte; das krause Haar war kurz geschoren und umrahmte eine hohe und gewölbte Stirn, die Augen waren glühvoll und ernst, die Lippen zwar sehr roth, aber nicht zu stark aufgeworfen — die Kleidung, eine blaue Matrosenjacke von Fries mit breitem weissem Kragen und hellblaue Leinenbeinkleider, paßte nicht zu dieser Gestalt, welche wohl im kriegerischen, bunten Kostüm ihrer Heimat etwas Furchtliches gehabt hätte.

Der schwarze Steuermann verneigte sich, den Glanzhut in der Hand, vor der Tochter des Kapitans tief und ehrerbietig, — diese aber ging, nach einer flüchtigen kurzen Verbeugung, gefolgt von einem dunklen Blick aus den Augen des Wehrens, aus dem Zimmer.

„Meine Tochter ist schon längere Zeit nicht ganz wohl,“ nahm der Kapitän, wie entschuldigend, das Wort. „Sie ist überhaupt etwas mürrißchen geworden durch das lange Alleinsein hier mit lauter Weibseln — doch Du willst mir Nachsicht bringen, Holim. Wie steht die Sache?“

„Es haben sich Kaufslichscher bei das alte Schiff gefunden, wie ich erfahren habe, Kapitän, besonders einer, der den Schwan durchaus will, antwortete, in eigenhümlichen Reden das Holländische sprechend, Holim.

„Du dem vorgeschlagenen Preise?“

„Ja, Kapitän — will, daß wir's heute mit versteinern lassen, er hat's eilig.“

„Und die Mannschaft?“ fragte der Herr von Heeren gespannt.

„Will er auch mit übernehmen.“

„Sehr gut, Du bist ein tüchtiger Burche!“ lobte der Kapitän, sichtbar vergnügt, den in unerschütterlichem Ernst und wie aus Erz gegossen dastehenden Schwarzen.

„Ich habe auch ein neues Schiff gesehen, Kapitän.“

„So?“ fragte dieser ernst. „Unter Ersatz für den Schwan?“

„Größer, weithöflicher, schöner.“

„Doch nicht ganz neu?“

„Nein, etwa fünfzehn Jahre alt.“

„Sehr gut — hier auf Dede?“

„Nein, in Delfshaven im Wasser, soll kalfatert werden.“

„Wollen wir selbst besorgen, wenn Schiff paßt,“ warf der Kapitän eilig ein.

„Werden wir selbst besorgen,“ pflichtete der Schwarze mit einem beobachtenden scharfen Blick auf den Schiffsherrn bei.

„Wie hoch ist's Gefäß (das leere Schiff) versichert?“

„Die Maschine hundertundzwanzig Pferdekraft, neu — siebenzigtausend Gulden Courant. Versicherung läuft in vierzehn Tagen ab,“ meldete der Schwarze.

„Sehr gut! scheint Dir die Versicherung nicht hoch?“

fragte der Kapitän.

Der Schwarze warf wieder einen scharfen, eindringlichen Blick auf seinen Vater, dann erwiderte er: „Es ist leichter, niedriger als höher zu versichern.“

„An Dir ist ein Agent verloren gegangen,“ lachte gut gelaunt jetzt von Heeren, „Du wirst mich wohl noch verlassen und Dich hier am Lande etablieren,“ sagte der Schiffsherr.

„Ich werde Sie nicht verlassen,“ erwiderte der Neger ernst und sein glühvoller Blick traf den Kapitän so beziehungsvoll, daß dieser unruhig wurde; „ich siehe mit meinem Leben zu Kapitän von Heeren.“

„Der Lohn soll Dir auch dafür werden,“ sprach der Kapitän. „Jetzt wollen wir aber zur Kasse.“

Von Heeren zog eine Geldtasche und an der Thür erschien eine Dienerin, das schmutze, weiße holländische Häubchen, unter welchem vergoldete Silberbüsche in die Stirn hereinragten, auf dem Kopfe.

„Was beliebt, myn heer?“

„Kofein, sag' meiner Tochter, daß ich heute spät nach Hause komme und im Dede-Haven bin.“

Das Mädchen nahm diesen Auftrag mit einem Knix in Empfang.

Beide Männer verließen hierauf das Haus, nicht ohne daß Holim einen langen, heißen Blick auf die dunkle, mit Messingstreifen ausgelegte Mahagenitür geworfen, hinter welcher Geline verschwunden war.

Zweites Kapitel.

Während nun von Heeren und sein schwarzer Steuermann der Stadt zuwanderten, begab sich Kofein, das niedliche Kammermädchen, zu ihrer Gelieterin, um dieser die Postkarte des Kapitans auszurichten. Sie fand Geline in ihrem Bevoir, einem Eschimmer, das ganz mit weißem Musselin ausgefächelt war, der, oben an den Ecken in vielen Falten zusammengeknüpft, unter den Hänken eines schwarzen, geschmückten Dolchbüschels festgelenkt mündete. — Geline saß in einem altmodischen schwarzen, geschmückten, halbrunden Armstühl und las in einem Buch.

„Ach, Fräulein, wie können Sie nur immer lesen?“ begann die Jose ihres Auftrags sich zu entledigen, „und noch dazu solche grusliche Bücher, wo immer von Trauer und Unglück die Rede ist.“

„Diese gruslichen Bücher hat einer der weisesten Männer der Erde geschrieben, ein Engländer, Shakespeare heißt er,“ erwiderte Geline matt lächelnd.

„Ach, die Engländer sind alle verrückt,“ meinte die Jose. „Ich will lieber den ganzen Tag bügeln, als lesen. Wenn ich die Heirathsliste im Amsterdamschen Courant täglich durchgebracht habe, bin ich müde wie ein Pferd, das Schiffe zieht, dann habe ich's ganze Geleise satt.“

„Ja, wahrscheinlich, weil Du Dich darin nicht gefunden hast,“ scherzte Geline.

„Kuh!“ magte das Mädchen, indem es kokett seine gelben Schürchen in die Stirne zog. „Wenn ich nur einen Schritt vor die Thüre gehen wollte, hätte ich an jedem Finger einen Mann, sie sind ja hinter den Frauen her wie die Fliegen nach dem Honig. Aber ich habe jetzt genug gesehen, um noch ein gut Weichen warten zu können — Sie, Fräulein, eilen ja auch nicht.“

„Vielleicht weil ich, wie Du — auch genug gesehen,“ meinte Geline mit einem trüben Lächeln.

„Nun, Ihr Herr Vater ist ja gut gegen Sie, obgleich —“

„Nun obgleich?“ fragte die junge Herrin, als die Jose stockte.

„Ach, man spricht nur so.“

„Was spricht man?“

„Es ist jedenfalls dummes Geschwätz,“ plauderte die Jose, „die Leute sagen, daß Ihr Herr Vater schon einmal eine Frau gehabt hätte, und Sie, Fräulein, nur ein angeheiratetes Kind wären.“

„Nun, was ist denn dabei so Schreckliches, daß Du es Dich gar nicht zu sagen getraust?“ Die Leute sprechen die Wahrheit, sowohl meine Mutter wie der Kapitän waren schon einmal verheiratet, bevor sie sich kennen lernten. Meine Mutter verlor ihren Mann kurz nachdem ich zur Welt gekommen, und dem Kapitän starb seine erste Frau nach zweijähriger Ehe. Er hatte auch einen Sohn, der aber ganz klein schon gestorben ist.“

„Ja, so etwas sagt man,“ warf die Jose ein; aus dem Ton jedoch, in welchem sie beipflichtete, konnte man entnehmen, daß ihr diese Thatsachen in einer weniger harmlosen Färbung zu Ohren gekommen waren. — Der Kapitän, so erzählte man, sollte seine zweite Frau als blendend schöne, junge Wittve ein Jahr nach seiner Verheirathung kennen gelernt haben; aber es sei seine Ehe mit der Deutschen seit dem Moment überaus unglücklich gewesen, die junge Frau aber soll bald, nachdem sie einen Sohn geboren, vor Gram gestorben sein. — Daran dachte sie, als sie jetzt hinzusetzte:

„Ach, die Leute reden Wunderlei, man muß nur nicht auf sie hören. Uebrigens, Fräulein, da hätte ich beinahe vergessen zu bestellen, daß Ihr Herr Vater im Dede-Haven ist und heute spät heimkommen wird. Er ist mit dem gruslichen Wehrens fort.“

Gelines Züge verfinsterten sich bei Erwähnung des Schwarzen, sie wollte sichtlich den Blicken ihrer Jose nicht begegnen und schaute in den Garten hinaus. Plötzlich entfuhr ihren Lippen ein Ausruf: „Himmel, da sitzt ein Mensch an unserem Gitter zur Erde — er erhebt sich nicht — ruf doch den Kofein und geh' mit ihm hinaus.“

Die Jose warf einen erschrockenen Blick durch das Fenster und sprang davon, indem das Fräulein zu einem Schrank eilte, eine Flasche mit Genever hervornahm und auch damit in den Garten sich begab. Dort traf sie den Gärtner schon beschäftigt, einen liegenden Mann aufzurichten, eine Mühe, die sich völlig vergeblich erwies, da der Mensch in einer tiefen Ohnmacht zu liegen schied. Der Hingefunkene war äußerst armlich gekleidet, ja abgerissen, seine Fußbekleidung zerfetzt, er schien ein Fabrikarbeiter zu sein.

Der Gärtner richtete den bleichen Kopf des Bewußtlosen in die Höhe und Geline fuhr zurück — sie schaute in ein geistverleidendes, edles Christus-Antlitz, von langen, schlichten schwarzen Haaren umflossen.

Das Fräulein fühlte einen heißen Blutstrom zu ihrem Herzen bringen, sie fühlte, wie sie in die ungewöhnliche Antlitz sah, einen wirklichen tiefen physischen Schmerz, der ihr den Athem benahm, — es bemächtigte sich ihrer eine seltsame Angst um diesen ihr ja völlig fremden Menschen, sie bebte, als sie den Gärtner fragte, ob der Mensch todt sei oder nur ohnmächtig.

„Er ist warm und sein Herz schlägt, er ist aber mager wie ein Skelet, der Magen ganz eingefallen. Ich glaube, der Mensch ist verhungert,“ gab Kofein Auskunft. „So geht ihm Milch, warme Milch!“ rief Geline in solcher Hast und Sorge, daß der Gärtner und die Jose verwundert zu ihrer sonst so ernsten, ruhigen Herrin aufschauten.

„Es ist ziemlich weit kein Haus in der Nähe, wohin wir den Mann bringen könnten, nehmen Sie den Unglücklichen in den Garten, vielleicht erholt er sich bald,“ ordnete Geline an.

Der Gärtner that, wie ihm befohlen, er ergriff den scheinbar Leblosen und brachte ihn in den Garten auf eine Rasenbank, während Kofein in das Haus sprang, um eilig Milch zu wärmen. Sie erschien nach kurzer Zeit mit einem Brett, worauf das Verlangte stand. Man stökte davon dem Ohnmächtigen ein. — Es dauerte eine ziemliche Zeit, dann schluckte er einige Male mechanisch und

hastig und versiel gleich darauf von Neuem in tiefe Bewußtlosigkeit.

Geline stand unbeweglich an dem Kopfe des der Bank und verwendete keinen Blick von dem Armen. Blödsinnig schlug dieser große, ausdruckslose dunkle Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder. Jetzt gab ihm Kofein Milch mit Madeira. Bald darauf durchließ ein Zittern den erschöpften Körper, die Finger des Liegenden bewegten sich zitternd frampfhaft — er öffnete die Augen — „Faim, faim, soif, faim, je meurs de faim!“ brachte er über die seinen Lippen des wohlgeformten Mundes.

„Was sagt er?“ forschten gleichzeitig Kofein und die Jose. „Er scheint ein Franzose,“ erwiderte das Fräulein, „er sprach von Hunger und Durst, und daß er vor Hunger sterbe.“

„Was sollen wir mit ihm machen?“ fragte jetzt Kofein.

„Man sollte ihn in's Krankenhaus bringen,“ meinte Junger Kofein.

Geline schwieg noch immer und sah wie im Traum auf die Erde.

Kofein schaute sich in seinen krausen Haaren. — „Der braucht lange, bis er wieder gesund wird, er wird zuerst noch sehr krank werden, er ist fast todt vor Hunger und Koth.“

„Kofein, eine ansteckende Krankheit hat der Mensch nicht,“ ließ sich jetzt das Fräulein vernommen, — „ihn in's Krankenhaus bringen, — bis die Träger aus der Stadt kommen, bis er dort untergebracht ist — kann's Abend werden und der Mensch dann wirklich verloren sein. Was meint Ihr, Kofein, wenn Ihr ihn in das leere Simerenzimmer des Gärtnerhauses nehmen und ihn dort behalten würdet, bis er kräftiger ist?“

Kofein schaute aus seinen runden blauen Augen das Fräulein überrascht an, dann rief er sich seine rethen, wollen, runden Büschchen und trauerte sich verlegen hinter den Ohren: „Aber der Herr Kapitän Vater, lieber Fräulein.“

„Ja, der Herr Kapitän Vater,“ wiederholte besorgt Junger Kofein, ängstlich die Hände ineinanderschlagend.

„Ich nehme es auf mich,“ sprach jetzt Geline mit festsamer Entschiedenheit. „Wenn Ihr Euch nicht fürchtet, Kofein, und Du Dich nicht scheust, etwas Gutes zu thun, Kofein, so versorgen wir den Fremden, bis er besser ist.“

„Ihnen, Fräulein, zuliebe, thun wir Alles, — wenn nur der Herr Kapitän Vater —“ verflüchtete stöhnend Kofein.

„Kommen, er kann uns nicht tödten,“ meinte jetzt entschlossen Junger Kofein zu Kofein.

„Und ich werde Euch beschützen,“ fügte das Fräulein hinzu. „Jetzt bringt den Mann nur in das Zimmer, richtet ein Lager ein, und Du, Kofein, sorge für reinliche Kleider. — Gib ihm vom Andreas seinem Schiffszeug, er wird dieselbe Größe haben. — Kofein, setz' gleich gute Fleischbrühe auf — vielleicht ist kein Doktor nöthig.“ So ordnete Fräulein von Heeren an und bald befand sich der noch immer Bewußtlose in dem hellen, geräumigen Zimmer des Gärtnerhauses in reinlicher Kleidung, auf reinlichem Lager, Kofein, und das Fräulein flüchten ihm abwechselnd viertelstündlich einen Löffel Milch oder Fleischbrühe ein, die der Bewußtlose mechanisch schluckte, und gegen Abend zeigten tiefe, regelmäßige Athemzüge, daß der Unglückliche schlief.

(Fortsetzung folgt.)

Sein Bild.

Gemälde von Joseph Malarzowits.

(Bild S. 5.)

Mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückt, erwartet sie auf hohem Balkone den Mann, der ihr von den Eltern bestimmt ist und heute auf dem Landquale eintreffen soll. Noch einmal prüft sie die Züge, die ihr „sein Bild“ in dem eleganten Medaillon, das er als Liebesboten vorausgeschickt, vor Augen führt, und sucht sich all' die Vorzüge herauszufinden, die sie als die ihres künftigen Gatten erkennen und erwünscht. Lange dauert's, bis sich das hübsche Gesicht unserer jungen Schönen erhellt. Noch ist das Jawort nicht gegeben und ihr Schicksal liegt noch in ihrer Hand. Hoffen wir, daß der Glückliche, der eben die langgesuchte Alee zum Herrenhause heraufsteigt, das hübsche Bild nicht Augen fraßt und daß wir heute Abend Verlobung feiern dürfen.

Sinnsprüche.

Rein Weg ist besser, als der zu einer Wohlthat.

Sittlichkeit ist besser als edle Abkunft, denn edle Abkunft bedarf der Sittlichkeit, aber die Sittlichkeit nicht der edlen Abkunft.

Wer ist hart? Der seine Leidenschaft bezieht.

Erst bestre dich, dann bestre Andere.

Zu einem billigen Einkauf findet man selten einen Verkäufer, wohl aber einen Käufer, wenn man billig verkaufen muß.

Aus der Blumenwelt.

Krokus (Safran).

Im frühen Alterthum hochgeschätzt, der Rose im Range gleich, an praktischer Verwendung sie noch übertreffend, spielte der orientalische Safran (*Crocus sativus* L.) eine hervorragende Rolle. Was uns heute Klang-Blau und andere moderne Parfümerien sind, war im Alterthum der Krokus, der neben dem lieblichen Duft, womit er vergangene Geschlechter entzückte, in seinen Blütennarben auch noch einen dauernden gelben Farbstoff lieferte. Bis über die Zeit der Ausbildung des Decemvirkates hinaus läßt sich, wie Viktor Hehn so anziehend geschildert hat, die mannigfache Verwendung des Krokus verfolgen. Gewänder, Säume, Schleier und Schuhe, mit dem gelben Farbstoff getränkt, erschienen dem Auge der ältesten asiatischen Kultur- und Religionsgründer so herrlich wie Purpur, sowohl an sich, als zum Ausdruck des Lichtes und der Majestät. In den Dichtungen des griechischen und später des römischen Alterthums spielt die Krokusfarbe in der Toilettenbezeichnung der Göttinnen, Nymphen, Königinnen und Jungfrauen eine Hauptrolle, und ebenso beliebt war der Krokus als Parfüm. Namentlich zur Zeit des römischen Reichthums und der sinnlosen Verschwendung mußte der sonnige Orient große Massen von Krokus theils roh, theils in Form von Auszügen nach Italien liefern, wo schon während der Republik die Theater des Wohlgeruchs wegen mit Krokuswasser besprengt, der Fußboden der Tempel und Speisäle mit Krokus bestreut wurden. Zur Kaiserzeit aber trafen die Statuen in den Theatern von Krokusfäulen, und Helio-gabalus badete sich in Wasser, welches durch Krokus duftend gemacht war. Doch nicht genug damit, mochten auch Kochkunst und Pharmacie den ausgedehnten Gebrauch von Krokus; er bildete eine beliebte Würze in Speisen und Getränken, war auch gegen alle Uebel heilsam, weshalb er denn auch in der Zusammenfügung der Arzneien nur selten fehlte.

Heute haben sich die Zeiten auch in Bezug auf Krokus wesentlich geändert. Wir können denselben als Parfüm seinen Reiz noch abgemessen, zu technischen Zwecken hat die Chemie längst billiger und nicht minder intensive gelbe Farbstoffe zur Verfügung gestellt; in der Heilkunde findet der Krokus heute nur in wenigen Fällen Verwendung, und in der Küche wird er wohl noch am meisten verbraucht, wenn auch nicht gerade als Gewürz, so doch zum Färben, indem farbame Hausfrauen das Gelbe durch einige Krokusfäden zu erzielen suchen. Auffallend ist, daß man zur Zeit des massenhaften Verkehrs nicht daran dachte oder doch nicht ernstlich verachtete, den orientalischen Krokus in Europa zu akklimatisiren und in größerem Maßstabe anzubauen. Zwar hatten ihn die Griechen zu Cyrene am afrikanischen Strande eingeführt, und in den römischen Blumenärten fand er seinen Platz neben Rosen und Lilien, aber Plinius erzählt es ausdrücklich, daß der Krokus einer sehr sorgfältigen Pflege und Wartung bedürfe und sich nicht lohne, daß man ihn als nützliche Pflanze anbaue. Als die allgemeine Verwendung des Krokus längst im Sinken begriffen war, gelang es den Arabern, seine Kultur in Europa heimlich zu machen, und so sehen wir denn bald dessen Anbau von Spanien aus über die europäischen Südländer sich ausbreiten. Sein dem Oriente entstammender, später in den griechischen und lateinischen Sprachschätz aufgenommen Name (Krokus), ist aber verschwunden, er hat der arabischen Bezeichnung „Safran“ weichen müssen. Heimkehrende Kreuzfahrer sollen die ersten gewesen sein, welche den Safranbau den heimischen Kulturen bei uns anreichten, und zwar sei es ein Ritter vom Nauberg gewesen, welcher, im Jahre 1198 aus Palästina zurückkehrend, den nachhaltigen Anstoß zu dieser Kultur gab. So viel ist gewiß, daß der Safranbau besonders in Oesterreich zu jener Zeit rasche Fortschritte machte, und noch im fünfzehnten Jahrhundert lagen in der jetzt vortrefflichen Wiener Vorstadt Neubau ausgedehnte Safrangärten, welche ihren Besitzern einen reichlichen Gewinn abwarfen. Wie im Alterthum der Krokus vom Berge Gorys in Syrien oder der von Cyrene als die beste Sorte galt, so nahm durch das ganze Mittelalter hindurch bis auf unsere Zeit der österreichische Safran im Handel den ersten Rang ein. Aus der Umgegend von Wien fand die Krokusgärten längst verschwunden, aber an verschiedenen Orten Niederösterreichs, wie besonders zu Mauts, Nabelsbad, Kirchberg am Wagram und Loosdorf bei Wöll hatten diese Kulturen inwieweit große Flächen eingenommen, deren Ertragsleistung jumeist am Simonstage (28. Oktober) in Krems auf den Markt kam. Auch Spanien und Frankreich betrieben die Krokuskultur; es steht jedoch im Allgemeinen der spanische Krokus dem französischen im Preise nach. Spanien produzierte etwa die doppelte Safranmenge wie Frankreich und weist in einigen Provinzen, wie z. B. in Aragonien, eine ausgedehnte Kultur auf.

Bekanntlich besteht unser Safran nur aus den tief rothbraunen, etwa drei Centimeter langen, röhrenförmigen, nach oben etwas trichterförmig erweiterten und hier am oberen Rande gekerbten Blütennarben, von denen jede Krokusblüte drei enthält. Da 78,000 derartige Narben erst ein halbes Kilogramm wiegen und in der Regel eine Krokuspflanze nur eine einzige Blüte hervorbringt, so wird der hohe Preis der Handelswaare leicht begreiflich, und mit der Höhe des Preises wird auch das Verbrechen erklärlich, den Safran durch Vermischung mit ähnlichen, aber geringwerthigen oder selbst ganz werthlosen Produkten zu verfälschen oder das Gewicht der edlen Waare durch „Beimischen“ zu erhöhen. Am häufigsten wird der Safran durch Auszügen mit Alkohol eines Theiles seines Farbstoffes beraubt, dann künstlich gefärbt und nun wieder unverändertem Safran beigemengt. Neben diesen künstlich gefärbten Zusätzen hat man es auch mit solchen Stützen versucht, welche von Natur aus eine dem Safran ähnliche Färbung besitzen.

In dem letzten Jahrzehnt ist die deutsche Safrankultur sehr zurückgegangen und bezieht wir den größten Theil unseres Bedarfs aus Frankreich, in welchem die Distrikte Voiret, Orange und Carpentier im Departement Vaucluse jährlich durchschnittlich 15,000 Kilogramm produziren. Der Safran von Vaucluse gilt als der beste.

Der Verloofungsleuchter.

Eine Humoreske
von

Otto Buchwald.

(Nachdruck verboten.)

Wir sind fast dreißig Jahre verheiratet und haben eine Tochter. Wie alt dieselbe ist, weiß ich nicht recht: mir scheint es, als ob sie seit einigen Jahren, wie unsere alte Küchenuhr, auf einer bestimmten Ziffer stehen geblieben wäre. Doch sagt meine Frau, sie habe noch Aussicht, einen Mann zu bekommen, und dabei beruhige ich mich. Unsere Tochter führt den poetischen Namen Esmeralda, einer reichen Großtante zuliebe, welche den „Glückner von Notre-Dame“ alle Jahre zweimal zu lesen pflegte, bei ihrem Tode aber unserer Esmeralda nichts vermacht hat.

Eines Sonntags sahe ich in meiner Stubirube und lese im „Titus Livius“, als besagte Esmeralda hereintritt, jugendlich hüpfend, wie es einem Mädchen geziemend, das noch Aussicht hat, einen Mann zu bekommen.

„Papa“, sagt sie, „der Hymenüberreiner veranstaltet eine Verloofung; es soll ein „zehnjähriges“ Brautpaar ausgestattet werden, und die Mittel sind im Augenblick sehr gering. Du könntest etwas beisteuern!“

Ich würdige vollkommen das Interesse meiner Tochter an einem zu verheirathenden Brautpaare und griff willig nach meiner Geldbörse.

„Nein“, sagte Esmeralda, „Du sollst einen Gegenstand zur Verloofung schenken, Papa!“

„Aber was?“ fragte ich und ließ meinen Blick ratlos in meinem Zimmer umherstreifen. „Ich weiß nicht!“

„Aber ich!“ unterbrach mich Esmeralda triumphirend, „den neussilbernen Leuchter!“

„Liebes Kind“, wandte ich ein, „den Leuchter habe ich über dreißig Jahre. Er stammt noch aus meiner Junggesellenzeit und ist der einzige Gegenstand, den ich einmal in einer Letzterei gewonnen habe.“

„Doch er ist vollkommen unbrauchbar“, erwiderte meine Tochter schlagfertig, „und hat keinen andern Zweck, als jeden Monat einmal blank gepußt zu werden.“

Mit der Unbrauchbarkeit hatte es allerdings seine Richtigkeit. Der Leuchter sah trotz seines Alters und des großen Konsums von Putzpulver recht stattlich aus; aber die Tülle war zu flach und hatte dabei fast den Umfang eines Oelinderscherens — die größte Kirchenkerze wäre vor dieser Entzündung erschreden. Einmal hatte ich ein profanes Licht, mit einer ganzen Sonntagsummer der „Tante Voss“ umwickelt, hineingesteckt; aber das Licht fiel sofort wieder heraus und lag am Boden, zergliedert wie das präparirte Nüchternheit eines Eidechse.

„Liebes Kind“, begann ich wieder, „diesen — hm — so wenig brauchbaren Leuchter soll ich —“

„Gerade deswegen eignet er sich besonders zur Verloofung“, versetzte Esmeralda rasch, „Du hast Dich stets über den Leuchter geärgert — ich auch, wenn ich ihn putzen mußte. Die Gelegenheit ist günstig — werden wir ihn los!“

Und schon hatte sie sich des Leuchters bemächtigt.

„Papa, nun mußt Du auch noch ein paar Loose nehmen à fünfzig Pfennig — nimm drei!“

Ich sah, daß meine Tochter den Ehrgeiz hatte, möglichst viel Loose abzulegen und that ihr den Gefallen, freilich in der sichern Hoffnung, daß ich nun für den Rest meines Daseins nicht wieder in die gleiche Lage kommen würde.

Vierzehn Tage waren ungefähr vergangen, da sagte Esmeralda bei Tisch:

„Heut findet die Hymenüberverloofung statt, Papa! Ich bin doch neugierig, was Du gewinnen wirst.“

Bei diesen Worten war es mit meinem Appetit vorbei. Ich entsetzte mich nicht etwa bei dem Gedanken an einen möglichen Gewinn, denn ich war überzeugt, daß auf meine Loose nichts fallen würde. Aber seit vierzehn Tagen dachte ich an meinen neussilbernen Leuchter wie an ein schmerzliches Verbrechen. Wenn einer meiner Bekannten, welche den Leuchter hundertmal bei mir gesehen haben, denselben gewinnt, du kannst ohne Herzklopfen seinen Fuß mehr in dein Haus setzen! Diese Erwägung qualte mich unaufhörlich; selbst im Traum felterte mich das Schreckgespenst des fatalen Leuchters. Bald vergaßerte er sich zu einem Schandpfahl, an den ich gebunden werden sollte. Ein anderes Mal — ich hatte in der Klasse den Unterschied zwischen dorischen, korinthischen und ionischen Säulen auseinander-gesetzt — verwandelte er sich im Traum bald in die eine, bald in die andere Säule, aber immer sah ich oben die Reißbahn der Tülle, und mit Grauen dachte ich an das Gesicht des unglücklichen Lichtes, das etwa hineingesteckt werden könnte.

Mir wurde also bei der Bemerkung meiner Tochter sehr herzlich und ich sagte kleinlaut:

„Ich gewinne ja nie etwas!“

„Vielleicht bist Du diesmal glücklicher!“ trösteten mich Frau und Tochter zugleich. Die harmlosen Seelen ahnten nicht, daß mich selbst der erste Gewinn nicht erfreuen konnte, so lange nicht feststand, wem Fortuna meinen Leuchter in den Schooß geworfen hatte.

Wie ein Angeklagter, über welchen die Geschworenen aburtheilen, verlebte ich den Nachmittag. Die Sekundanten

sahen mich mit mitleidigen Blicken an: sie hielten mich unglücklich für krank, und ich war es. Kaffee und Cigarre schmeckten mir nicht.

„Wann wird denn die Geschichte zu Ende sein?“ fragte ich endlich meine Frau mit erzwungener Festigkeit.

„Ich denke, um sechs Uhr wird Esmeralda zurückkommen!“ entgegnete meine Frau und sah mich besorgend an. Die Krankheit war nicht mehr zu verhehlen.

Endlich kam Esmeralda, aber nicht munter und trippelnd, wie es einem Mädchen geziemend, das noch Aussicht hat, einen Mann zu bekommen, sondern mit einer unverkennbaren Verlegenheit.

„Papa, Du hast etwas gewonnen“, sagte sie schüchtern. „Wer hat meinen Leuchter gewonnen?“ rief ich, unfähig, meine Spannung zu bemeistern.

„Du, Papa!“ klang es trostlos von Esmeraldas Lippen.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief ich aufathmend und eilte mit dem Leuchter in meine Stubirube.

Meine Frau und meine Tochter lachten laut auf, denn sie hielten mein Entzücken für einen überhasteten Ausdruck des Mergers und ahnten nicht im entferntesten, wie eht meine Freude war.

Nun stand der liebe, unbrauchbare Leuchter wieder auf seinem alten Platz, und ich kam sagen, daß meine Liebe nie so zärtlich war, als jetzt, nachdem er sich mit der Treue eines Hundes wieder bei mir eingefunden hatte. Er wurde wieder allmonatlich blank gepußt, und seine Niesentille diente jungen Fliegen als Turnplatz.

Eines Tages war mein Leuchter verschwunden; ich dachte zunächst, er habe seinen üblichen Reinigungs-gang angetreten und fragte nicht weiter. Als aber mehrere Tage vergingen, ohne daß er den gewohnten Platz einnahm, stellte ich mich Esmeralda ein strenges Examen an. Ah! was ich erfuhr, war geradezu niederschmetternd. Meine Frau und Esmeralda hatten in der That geglaubt, daß ich mich über den wiedergewonnenen Leuchter geärgert habe. Aus diesem Grunde hatte Esmeralda, das Unglücks-kind, nichts Geringeres zu thun gehabt, als den Leuchter zu einem neuen Verloofung, die irgend ein Verein zu irgend einem Zwecke veranstaltet hatte, zu geben.

Der Blick, mit dem ich sie bei diesem Geständniß ansah, konnte sich an Fruchtbarkeit nur mit dem Blick messen, den mein verstorbener Kollege Seyfried auf einem Tertianer ruhen ließ, der ein lateinisches Exerzitium abgeschrieben hatte. Esmeralda erblasse und sah gar nicht aus wie ein Mädchen, das noch Aussicht hat, einen Mann zu bekommen.

„Papa“, stammelte sie, „ich dachte im Ernst, Du würdest froh sein, wenn Du den Leuchter wieder los wärest. Er war doch absolut unbrauchbar!“

Gerade dieser so richtige Grund empörte mich.

„Um so rachsloser ist es, diesen unglücklichen Leuchter einem unschuldigen Mitmenschen, der sein Loos mit fünfzig Pfennig bezahlt hat, in die Hände zu spielen!“

Ich sprach diese Worte sehr zornig, und Esmeralda glich einem Gespenst im Mondschein. Durch diesen Anblick gerührt, sagte ich milder:

„Wie viel Loose hast Du noch zu verkaufen?“

Ich kannte ja den Brand der doppelten Besteuerung: erst gibt man Gewinnsteuern, dann nimmt man Loose, und schließlich —

„Zehn!“ unterbrach Esmeralda meinen Gedankengang.

„Gib sie her!“ sagte ich, „ich will einige bei meinen Kollegen absetzen!“

Das war nun bloß ein Vorwand, um meine Verloofung zu bemänteln. In Wirklichkeit hatte ich die entschiedene Absicht, meinen Leuchter wiederzugewinnen, und ich begnügte mich auch nicht mit diesen zehn Loosen, sondern bezog ohne Vorwissen der Meinigen aus einer andern Quelle noch fünf.

Mit diesem Aufgebot von fünfzehn Loosen erwartete ich den wichtigsten Tag mit einiger Seelenruhe; ich sah in Gedanken den Leuchter schon wieder auf seinem gewohnten Platz stehen.

Der Verloofungstag kam. Esmeralda, die sich nicht bloß für „zehnjähriges“ Brautpaare interessirte, hatte wieder sehr viel zu thun und kam ziemlich spät nach Hause. Beim Abendessen sagte sie:

„Papa, Du hast Dein gewohntes Unglück gehabt; von den zehn Loosen, die Du genommen hast, hat nur eins gewonnen!“

„Den Leuchter natürlich nicht“, entgegnete ich möglichst unbefangen, um meine Enttäuschung zu verbergen, „das höre ich aus Deinen Worten.“

„Nein, ein paar Kinderläschen“, versetzte Esmeralda fast traurig; sie schen Gewissensbisse zu empfinden, weil ich den Leuchter nicht gewonnen hatte.

In diesem Augenblicke dachte ich nicht daran, daß für diese Kinderläschen sich wohl auch noch eine Verwendung, eventuell bei dem Ausbruch einer neuen Verloofungsepisode, finden könne — ich beschästigte mich nur mit der Möglichkeit, daß der Leuchter noch auf eins meiner fünf anderen Loose gefallen sein könne. Drei Tage wog ich die Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit gegen einander ab, dann war die Sache entschieden: keines dieser Loose hatte gewonnen — mein Leuchter war in's kalte, trübsame Leben hinausgestoßen. — Armer Leuchter, o wüßte ich etwas von deinem Schicksal!

Dieser Wunsch sollte bald erfüllt werden. Eine Dame

mit stehenden Augen und schmalen Lippen, deren Wohlwollen mit den Jahren immer mehr geschwunden war, erschien eines Tages bei meiner Frau zum Kaffee. Ein kaffeeähnlich gleichem Ausdrucksplatz für überseitsche Waaren, es wird entschieden viel zu Tage gefördert. Die alte Dame war nicht müßig: Ballen auf Ballen voll Neuigkeiten rollten heraus; da — mir vergingen die Sinne — hieß ich von der geöffneten Nebenstube aus etwas von einem alten neuflüßernen Leuchter, den sie bei der letzten Wohlthätigkeitslotterie gewonnen hat. Ich trete neugierig näher, denn mir scheint es unmöglich, daß noch ein zweiter solcher Leuchter existiert, es muß von meinem Leuchter die Rede sein. Und richtig, es ist von meinem Leuchter die Rede. O die Schilderung, die Schilderung! Ein schändlicher Leuchter ist niemals seit Erschaffung der Welt von einem Dienstmädchen gepußt worden. Keine seiner Tugenden: sein ehrwürdiges Alter, seine schöne Gestalt, sein anspruchsloses Wesen findet auch nur ein Wort der Anerkennung. Aber seine Gebrechen werden lieblich herausgeholt und in's Endlose vergrößert. Es scheint, als wolle er alle Lichterzieher reich machen, so viel Lichter sind schon aus ihm herausgefallen und zerbrochen; seine Fülle ist zu einer Prärie geworden, auf der sich eine Büffelherde tummeln könnte. —

Ich hatte genug gehört und schloß besänimt, wie ein geobfiegter Schuljunge, die Thür und überließ mich meinem Merg.

Als die würdige alte Dame ihre Ladung gelöscht hatte, und wieder abgefeßelt war, trat ich voll Unwillen zu meiner Frau und Tochter.

„Seht ihr, das habe ich von der vertrackten Lotterie! Oder wollt ihr etwa leugnen, daß von meinem neuflüßernen Leuchter die Rede war?“

Meine Frau und Gomerda schwiegen still und hatten schuldbeuugte Gesichter. Endlich sagte meine Frau:

„Ich glaube, unsere liebe Freundin würde den Leuchter Dir gern überlassen.“

„So?“ rief ich, „damit unsere liebe Freundin ahnt, daß ich dieses Schicksal von einem Leuchter gekennt habe und ihren Steckbrief an anderen Kaffeetischen durch meinen Namen vereständigen kann! Nun, das fehlt noch zu all' dem Merg!“

Gomerda wußte besseren Rath.

„Papa,“ sagte sie, „ich wette, daß bei der nächsten Lotterie der Leuchter wieder auf dem Kampfplatz erscheint. Dann kannst Du ja —“

„Wieder fünfzehn Loose nehmen,“ rief ich unvorsichtig, „um ein paar Kinderläschen zu gewinnen, die Du später vielleicht einmal.“

Bei diesen Worten hielt es meine Tochter für angemessen, zu erörtern, wie es einem Mädchen geziemt, das noch Aussicht hat, einen Mann zu bekommen. Ich sagte nichts weiter und zog mich grollend in mein Zimmer zurück. Selbst Familienswist hatte der Unglücksleuchter gestiftet.

Einige Wochen vergingen, da sagte nach einem Spaziergang der alte Steuerrath zu mir:

„Doktor, heut ist die Verloosung des „Strumpfvereins“ für die Hottentotten! Kommen Sie, wir wollen uns die Ausstellung der Gewinne ansehen. Ich bin zwangsgewiesenes Verbandsmitglied und muß eigentlich dabei sein.“

Nun war mir auf einmal der Grund der großen Geschäftigkeit klar, welche Gomerda in letzter Zeit wieder entwickelt hatte. Denn mit Loosen hatte sie sich diesmal nicht an mich gewagt.

So gerechtfertigt nach der Leuchteraffäre auch mein Korn gegen jede Verloosung war, konnte ich doch meinem alten Freunde Steuerrath keine abschlägige Antwort geben;

ständer und so weiter sehen alle noch sehr hübsch aus, sind aber nicht mehr modern und daher unverkäuflich. Wenn Sie einen alten Bekannten aus irgend einem Schaufenster wiedersehen, wundern Sie sich nicht!

„Und hier,“ fuhr er fort, indem er bei einem andern Tische Halt machte, „ruht der Schweiß unserer weiblichen Jugend und des unverheiratheten Mittelalters!“

Ich sah ein ganzes Weiswaarengeschäft vor mir ausgebreitet: Kragen, Schälchen, Schürzchen, Läschen und andere nützliche Gegenstände auf „den“. „Hilf Himmel!“ dachte ich, „unsere Stadt könnte fünfmal größer sein und es könnten dennoch alle Kinder bis zu fünf Jahren mit Läschen, Schürzchen, Schälchen und Kragen versorgt werden!“

Wie froh war ich, daß ich meine gewonnenen Läschen für Gomerda reservirt hatte.

„Und hier,“ erklärte der Steuerrath heimlich lächelnd, „ist der interessanteste Tisch! Ich nenne ihn das Vereinshaus der alten Wanderburschen.“

Ich sah mir den Tisch genau an. Da lagen Prämienschlüsseln von unzweifelhaftem Alter, Wappen von fraglicher Jugend, Altbüms, die sicherlich nicht neu und andere Sachen, die entschieden alt waren.

„Sehen Sie, Doktor,“ bemerkte der Steuerrath, „das sind treue Stammgäste bei jeder Lotterie, eine Art von Spielmarken. Jeder gewinnt sie im Lauf der Zeit einmal und gibt sie ohne Gewissensbisse weiter. So gehen sie meist auf kurze Frist von einer Hand in die andere; die Laune des Schicksals verstreut sie hierhin und dorthin, aber hier finden sie sich wie alte Herbergsgesellen nach ihrer Wanderlust mit untrüglicher Gewissheit immer wieder zusammen. Und dieser Tisch kann nach fünfzig Jahren bei einer Verloosung noch gerade so aussehen wie heut!“

Er sprach die letzten Worte mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Er ist auch wieder da, Herr Rath,“ sagte der Vereinsdiener und nickte mit respektvoller Vertraulichkeit.

Voll schlimmer Ahnung richtete ich mein Auge nach der Ecke des Tisches, wehin sein Finger

wies. O, ich wünschte in diesem Augenblick hoch oben auf dem Chimborasso als Alu zu sitzen oder tief unten im Niagara als Krebs zu haufen — dort stand mein Leuchter, mein neuflüßerner Leuchter im Kreise der alten Wanderburschen, ausgezeichnet mit Nr. 111, einer so auffälligen Nummer, daß sie Niemand je wieder vergißt.

Ich weiß nicht, was ich bei diesem Anblick noch Alles gedacht haben würde, hätte nicht eine Stimme laut und vernehmlich gerufen: „Nummer zweihundertvierundvierzig!“ und eine andere: „Gewinn Nummer einhundertsechzig!“

„Ja!“ ließ sich ein vergnügtes Stimmchen vernehmen und ein kleines Kindermädchen trat mit glücklichem Lächeln vor. Aber ach, wie lang und weinerlich wurde das Gesicht, als sie den Unglücksleuchter erblickte.



Das „Schuletragen“. Gemälde von Professor M. Oppenheim. (S. 6.)
Nach einer Photographie aus H. Keller's Kunstverlag in Frankfurt a. M.

auch zog mich, offen gestanden, die Neugierde, zu sehen, ob die Voraussetzung Gomerda's hinsichtlich meines Leuchters eingetroffen sei.

Wir traten in einen großen, schönbeleuchteten Saal ein, der durch ein Dutzend Vorstandsmitglieder sehr beengt wurde. Auch viele Leute, die etwas auf ihre Loose gewinnen wollten, waren da. In einer Viertelstunde sollte die Verloosung stattfinden. Gomerda war natürlich auch da, hatte aber so viel zu thun, daß sie mich gar nicht bemerkte.

„Sehen Sie,“ sagte der Steuerrath hochhaft lächelnd zu mir, indem er mich an einen Tisch mit Gewinngegenständen führte, „das ist der Kongreß der Ladenhüter — Geschenke aus Geschäften. Die Vasen, Tintenfüßer, Lampen, Schirm-



Sein Bild! Originalzeichnung von Josef Mularzowski. (S. 2.)

Flugheladen.

Roman nach Emile Richebourg

von

Emile Racano.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

Erster Theil.

1.

Besoul ist eine hübsche, kleine altmodische Stadt in der Franche Comté. Einige Meilen davon entfernt, auf dem Wege gegen Gray, liegt das Dorf Frémicourt; von prächtigen, breitblättrigen Bäumen beschattet, nistet es anmuthig am Ufer eines kleinen hellen Flusses, den man die Sabieuse nennt.

Diesen Namen Sabieuse hat er wahrscheinlich von dem feinen weißen und weichen Sande (sable) erhalten, welcher sein Bett bildet.

Der Boden dieser Landschaft der Haute Saône ist von seltener Fruchtbarkeit und macht seine Bewohner zu wohlhabenden Leuten. Nichts ist die Gegend von hohen, bewaldeten Gebirgszügen begrenzt, die sich malerisch gruppieren, übereinander thürmen, spalten und dann sanft abfallend gegen Elßas hin verlaufen. Hundertjährige Kiefernreihen trennen diese Waldberge, welche die sonst so zerstörungsbereite Menschenhand niemals lichten zu wollen scheint. Zur Linken Seite weitet sich ein grünes Thal, von Bächen durchspült und von kleinen Wasserläufen durchzogen, welche von den Bewohnern für ihre wirtschaftlichen Zwecke gezogen wurden; dieses Thal öffnet sich an einer Stelle bis zu einer Breite von drei Kilometern, verengt sich dann plötzlich und verläuft sich sammt dem Flüssen in einem Engpasse, den zwei Hügelwände bilden.

Am Eingang dieses Thales, beiläufig zwanzig Minuten vom Dorfe Frémicourt entfernt, befindet sich die Meierei Seuilens.

Im Jahre 1850, in welchem unsere Geschichte beginnt, wurde diese reiche Meierei, die bedeutendste der Gegend, von ihrem Eigentümer Jacques Mellier selber bewirtschaftet.

Die Stallungen, die Schuppen und die Getreidespeicher befinden sich in zwei solid gebauten steinernen Gebäuden. Ein wenig entfernt davon steht das kleine Häuschen, welches damals dem Hirten mit seiner Familie zur Wohnung diente. Das Hauptgebäude selber, wo der Eigentümer, von den Diensthofen und Knechten getrennt, wohnte, gleich mit seiner stattlichen weißen Fassade, welche im ersten Stock acht hohe und breite Fenster zählte, weit über einem großen schönen Herrenhause als einem Pasthofe.

Jacques Mellier war fünfundsünfzig Jahre alt. Er war ein ernster, strenger Mann, düster, schweigend, der niemals lachte. Dabei war er aber stets gerecht und in Lob und Tadel gleich unparteiisch; er war, je nach den Umständen, ebenso wohlwollend und selbst gütig, als unbegreiflich in seiner Strenge. Seine Zornausbrüche, zum Glück sehr selten, waren fürchterlich; die Muthigen erzitterten dann vor seinem Blicke. Trotzdem war er beliebt wegen seiner Gerechtigkeit; man fürchtete ihn nicht, man respektierte ihn. Der Ruf seiner Ehrenhaftigkeit war maßlos und Niemand war auch so empfindlich im Punkte der Ehre wie er.

Um den Meierhof zu bewirtschaften und die Arbeiten der Dienstknechte und Tagelöhner zu beaufsichtigen, hatte Jacques Mellier ein zweites Ich an seiner Seite. Es war das nicht sowohl ein Untergebener, als vielmehr ein Vertrauter, ein Freund, beinahe ein Bruder.

Pierre Nouvenat — so hieß derselbe — war um einige Jahre jünger als sein Herr, der sein Freund geworden war; er war auf dem Hofe geboren, seine Eltern ruhten auf dem Kirchhofe von Frémicourt, und da er niemals ehrsüchtig gewesen, so war er auf der Wirthschaft geblieben, an der Seite des Mannes, dessen Zugschleife er geistlich und dessen Launen und Zornausbrüche er stets geduldig ertragen hatte. Der ganze Inhalt seines Lebens war: Arbeit, Ergebenheit, Selbstverleugnung. Er allein kannte die Ideen und die geheimen Gedanken Jacques Mellier's, und er allein hatte auch das Recht, obgleich er stets bereit war, zu gehorchen wie der letzte Diensthofe, als ältester Diener und Freund seinem Herrn Vorstellungen zu machen und sich sogar nöthigenfalls seinem Willen zu widersetzen.

Jacques Mellier war seit zwölf Jahren Wittwer; aber er hatte ein einziges Kind, eine Tochter, sie war seine Hoffnung, seine Freude, sein Stolz.

Kleines Lucile Mellier trat in ihr neunzehntes Jahr. Groß und schlank, anmuthig wie ein Lächeln und heiter wie ein Maifonnenstrahl, wäre es schwer gewesen, in der ganzen Franche Comté ein reizenderes junges Mädchen zu finden.

Ein Dichter würde sie unfehlbar die Nymphe der Sabieuse oder die Waldfee Seuilens getauft haben.

Ihre prächtigen schwarzen Haare, auf ihrem Scheitel aufgebauert, ließen eine wohl weisse, sanft gerumelte Stirne frei, unter welcher große schwarze und doch so klare Augen voll süßer Träume und voll unbefriedigter Sanftmuth hervorleuchteten. Ihre kleiner, rosenrothlicher, lächelnder Mund ließ seine weisse Zähne sehen. Ihre runden, frühlingsfrischen, zart gerötheten Wangen und ihr leicht aufgeworfenes

feines Näschen mit den beweglichen Nasenflügeln verliehen ihrem gewöhnlich sinnenden und sanften Antlitz einen unaussprechlichen Reiz. Ihre Ohren waren von wunderbarer Korrektheit, ebenso wie ihr herrlicher Nacken. Ihre Fingern klein, wohlgeformt, und ihre weissen Händchen mit den schlanken Fingern saßen an Armen, die wie von Künstlerhand aus rosigem Marmor gemeißelt schienen.

„Sie sieht ihrer seligen Mutter ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern,“ sagten von ihr diejenigen, welche die Verstorbene gekannt hatten; so mußte es also wahr sein. Von ihrem Vater aber hatte das schöne junge Mädchen den Stolz, den unabhängigen Charakter und den energischen Willen.

In einem Kloster der Stadt erzogen, war sie mit siebenzehn Jahren, mit einer so sorgfältigen Bildung, wie sie ihrem ansehnlichen Vermögen angemessen war, ausgestattet, zu ihrem Vater zurückgekehrt.

Jacques Mellier war ehrsüchtig für seine Tochter; selbst abgesehen von der Schönheit und dem Liebreiz Lucile's, durfte er schon vermöge ihrer Mithit von hunderttausend Franken darauf rechnen, sie einmal in eine der besten Familien der Provinz verheirathet zu sehen.

Aber: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ sagt das Sprichwort.

Jacques Mellier sollte die Wahrheit dieses Wortes erfahren.

Eines Nachts, da ihm in seinem Schlafzimmer zu schwül geworden, stand er aus seinem Bette auf und öffnete ein Fenster seiner Stube, welches auf den Garten des Pasthofes hinausfiel.

Die Atmosphäre war so schwül, aber ohne daß ein Gewitter gedroht hätte. Das Auge entdeckte kein Wölkchen an dem mit funkelnden Sternen besäten Himmel. Von Zeit zu Zeit blühte stummeltes Wetterleuchten am Rande des Horizonts auf. Es war eine zwar sehr warme, aber schöne, duftriche und durchsichtige Nacht, wie man sie wohl in Indien kennt. Kein Blättlein regte sich, kein Säuseln war in den Baumkronen. Nur die Heimchen ließen ihren melancholischen Laut ertönen über den hohen Gräsern.

Da hörte er Mitternacht schlagen vom Thurm der Dorfkirche drüben.

Nachdem er ein Weüchen die würzige Luft der Sommernacht geathmet hatte, wollte er sich wieder auf sein Lager werfen, als er einen Schatten zu bemerken glaubte — einen Schatten, der unter den hängenden Zweigen des Obstgartens hinschlief.

Er trat einen Schritt zurück in die Dunkelheit des Zimmers und lauschte und harrete.

Der Schatten näherte sich; bald drang das leichte Geräusch eines vorrühenden Schrittes bis zu ihm und er sah deutlich eine dunkle Gestalt eine Allee von Zwergapfelbäumen entlang schlüpfen. Sie näherte sich langsam und vorsichtig, als fürchte sie, entdeckt zu werden.

Sie öffnete sagte ein kleines Pfortchen und trat in's Haus.

Jacques Mellier wies bis an die Wand seines Zimmers zurück, indem er sich die Augen rieb, wie um sich zu vergewissern, daß er nicht träume. Er hatte seine Tochter erkannt!

Er blieb einen Augenblick unbeweglich, die Augen starr offen, die Arme kraftlos, ohne bestimmten Gedanken, als sei er zu Stein geworden. Dann ließ ein Zittern über seinen Körper, und er rief: „Was war das?“

Er war todtenbleich geworden und kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Er stürzte nach der Thüre seines Zimmers. Aber in dem Augenblicke, wo er dieselbe öffnen wollte, hielt er inne. Ein fürchterlicher Gedanke durchfuhr sein Gehirn. Sein Kind schlief sich des Nachts zu unerlaubten Zusammenkünften, sein Kind hinterging ihn!

O die schreckliche Entdeckung für einen Vater! Und er mußte daran glauben, denn anders war der Gang Lucile's nicht zu erklären.

Er ließ sich auf einen Sessel fallen und, das Haupt in die Hände begraben, überließ er sich den düstersten Betrachtungen.

War das Unglück, welches er fürchtete, vollständig? Wie weit hatte seine Tochter ihre Pflichten vergessen? Am Rande welches fürchterlichen Abgrundes wandelte das unglückselige Kind? Aber wenn Lucile auf unwürdige Weise sein Vertrauen betrogen hätte, dann mußte er ganz in der Nähe des Hauses, in Frémicourt drüben vielleicht, einen zweiten Schulbigen entdecken. Er sann nach, wer wohl der Glende sein könne, der sich so frech gegen seine Ruhe, gegen seine Ehre veründigt hatte. Er konnte keinen Namen finden. Aber indem er seine Erinnerungen befragte, entsann er sich, auf dem Gebiete Seuilens einige Male einen jungen Fremden gesehen zu haben, der sich ziemlich geheimnißvoll benahm und städtisch gelleidet war.

Er entsann sich auch auf einen Sonntag, wo er seine Tochter nach Frémicourt in die Kirche begleitet hatte; damals hatte er denselben jungen Mann bemerkt, an eine Säule gelehnt, dicht hinter ihnen. Nach dem Gottesdienste hatte er denselben Fremden auf dem Kirchensplatz gesehen und sogar bemerkt, wie er mit Lucile einen Blick des Einverständnisses wechselte. Damals hatte er dem keine Wichtigkeit beigelegt, aber in diesem Augenblicke kam es ihm wieder in den Sinn wie eine Offenbarung.

Es blieb kein Zweifel, dieser unbekannte junge Mann war der Mißgünstige, der Verfälscher seiner Tochter!

Bei diesem Gedanken lodte ihm das Blut, der Zäh-

Da fuhr mir ein guter Gedanke durch den Kopf — ich hörte nicht mehr die ausgerufenen Nummern, ich eilte an die Seite des erbarmungswürdigen Kindermädchens.

„Der Leuchter gefällt mir, mein Kind,“ sagte ich hastig, „wollst Du ihn mir für einen Thaler überlassen?“

Das Mädchen sah mich erst misstrauisch an; entweder hielt sie mich für einen Betrüger oder für einen Irren. Dann aber nahm sie eilig meinen hingehaltenen Thaler, drückte mir ihr Leos in die Hand und verschwand so schnell, als fürchte sie, der Handel könne mich gereuen.

Kopfschüttelnd überreichte mir der Vereinsdiener meinen neussüßernen Leuchter. Wie ein Knabe, der ein auf die Straße gefallenes Zundergebild mit einem scheuen Unbild rasch aufhebt und einwickelt, um es zu Hause doch noch zu verzehren, packte ich den Leuchter ein und verließ hurtig den Saal.

Als nach ein paar Stunden Esmeralda schweißgebadet nach Hause kam, sagte ich:

„Der Leuchter ist nun wieder da. Aber unter die alten Wanderbüschen kommt er nicht wieder, das merke Dir, Esmeralda. Loele will ich auch künftighin nehmen, aber einen Gewinn gebe ich nie wieder.“

Das „Schultragen“.

(Wid. S. 4.)

Die jüdische Religion, die Denzenger, der in ihr geboren ist, vom Tage der Beschneidung an für sich in Anspruch nimmt, hat zwischen die Aufnahme in den Abrahamsbund und den erstmaligen Eintritt vor die heilige Thorarolle (Barnizwah) einen Akt eingefügt, dessen Ursprung weder im Pentateuch zu finden ist, noch sonst auf eine historisch nachweisbare Institution zurückgeführt, sondern einzig und allein in dem Bedürfnis des altjüdischen Familienvaters wurzelt, sein Söhnchen schon so bald als möglich, wenn auch nur äußerlich, in Verbindung mit dem heiligen Gesetze zu bringen und ihm für alle Eindrücke so empfänglichen Körper des jugendlichen Abrahams gleichsam durch die unmittelbare Nähe der Gesetzesrolle und in der Mitte der andächtig versammelten Gemeinde den Sinn für alles Heilige, Gute und Edle einzupflanzen und ihn so unter dem Beistande Gottes für die Pflichten schon frühzeitig vorzubereiten, die seiner, als Israeliten und Menschen, harren. Dieß ist der ideale und sittliche Kern des „Schultragens“.

Hat der kleine das Alter von 2–3 Jahren glänzend erreicht, so wird die Keimwand, in welche er bei der Beschneidung gemischt war und welche einen fest heiligen Charakter dadurch erhalten, aus dem Kischen, in welchem sie sorgfältig aufbewahrt worden, hervorgeholt, um daraus eine „Wimpel“ zu fertigen; denn die Eltern wollen den altförmlichen Gebrauch heilig halten und ihr Söhnchen an einem der hohen Feste oder „guten Sabbathe“ des kommenden Jahres mit seiner „Wimpel“ in der Hand zum ersten Male in die gottesdienstliche Versammlung der Gemeinde bringen lassen. Jene Keimwand nun, die ursprünglich die Gestalt eines ziemlich hohen Quadrats hat, wird in vier Stücke zertheilt und ein Abschnitt der Breite nach an den andern genaht, so daß eine ziemlich lange Keimwandrolle entsteht.

Auf diese Rolle wird der Name des Kindes, des Vaters, das Datum des Geburtsfestes und der Wunsch an Gott: „er möge das Kind erhalten und ihm das Glück der Religionsübung, der Vermählung und der Vollbringung guter Werke zu Theil werden lassen“, in hebräischer Sprache mit hebräischen Lettern mit Farbe gemalt oder mit buntem Stempelschild gezeichnet, eine Manipulation, welche durch die quadratische Gestalt der hebräischen Buchstaben sehr erleichtert wird; jede fromme Mutter in Israel unterzieht sich mit Freuden dieser Pflicht, und namentlich Frauen, die in funderlicher Ehe leben, machen sich ein Vergnügen daraus, diese Handarbeit zu übernehmen; heutzutage freilich, wo die jüdischen Mütter sich lieber mit ihren Luxusarbeiten befassen, sind die genähten „Wimpel“ etwas seltener geworden; weil man aber dennoch seiner Pflicht genügen will, so übergibt der Familienvater die weisse Keimwand einem lastkundigen Manne, gewöhnlich dem Chazan, d. h. Vorbeter der Gemeinde, der dann mit geübter Hand die schönen hebräischen Buchstaben in bunten Farben auf die Keimwand aufträgt.

Ist nun die „Wimpel“ fertig, so wird das Knäbchen, hübsch ausstaffirt, an einem der dazu bestimmten Sabbathe oder Festtage zu der Stunde, wo man zu „Lamen“, d. h. aus der Thora vorzulesen beginnt, von einem älteren Schwefterchen oder Brüderrhnen in die Frauenhynagoge gebracht (denn jene überkommene Scheidung zwischen Frauen- und Männerhynagoge, die früher zum Theil durch Gitter getrennt waren, besteht größtentheils heute noch); dort hält sich der kleine auf dem Schooße der Mutter und erwartet den Zeitpunkt, bis der Vater in der Männerhynagoge ihn von dort herüberholt. Ist nun die Vorlesung aus der Thora beendet, so wird die Thorarolle von einem Gemeindevorstand emporgehoben (Hagbaha) und, während die Innenseite der Rolle der Gemeinde zugewandt ist, nach beiden Seiten entfaltet, um von der ganzen Versammlung gelesen werden zu können; nach dieser Ceremonie muß nun die Gesetzesrolle (Gesetz) zusammengerollt werden, um mit dem goldenen Schmuck versehen in die Lade zurückgestellt zu werden; aber eben beim Zusammenrollen brauchen wir zur größeren Festigung die „Wimpel“, und nun ist der entscheidende Moment für unsern jungen Helden gekommen, denn mit seiner „Wimpel“ soll ja die Thorarolle umwickelt werden.

Der Vater führt nun das Händchen seines Söhnchens zu dem rechten emporstehenden Pfeiler der Rolle, um an jenem Kinde die Verheißung in Erfüllung gehen zu lassen, welche das von der Gemeindevorstand während dieses Aktes gesprochene Gebet enthält: „Es chajim hi lamachasikim bah Vethomecheha meuchar.“ — Ein Baum des Lebens ist sie (die Thora) für Die, welche an ihr festhalten, und die sich auf sie stützen, werden glücklich.“ So soll auch der kleine, indem er die Thorarolle festhält, einwilligen Anspruch auf zukünftiges Glück bekommen.

Zum Schluß läßt der Vater vom Vorbeter seinem Kinde einen „Mi shecherach machen“, d. h. er läßt vom Vorbeter über sein Söhnchen den patriarchalischen Segen von Gott herabfließen.

zorn überkam ihn und in seinem Herzen bäumte sich bitterer Haß und heißer Rachegier!

Er erinnerte sich jetzt auch, wie Lucile, da er eines Tages unversehens in ihre Stube trat, rasch ein Papier in die Flamme des Kamins geworfen hatte.

Es hatte ihm damals keinen Verdacht erregt; er hatte zu seinem Kinde blindes Vertrauen gehabt. Aber alle diese einzelnen Thatfachen bildeten nun eine Anklage, öffneten ihm die Augen und ließen ihn die zweifelloste, die entscheidende Wahrheit erkennen.

Seinen blinden Glauben mißbrauchend, hatte seine Tochter Briefe empfangen und dieselben wahrscheinlich beantwortet. Welches Mittel hatten sie, um schriftlich zu verkehren? Die Post konnten sie nicht benutzen, da der Bote sie auch ohne böse Absicht hätte verrathen können. Nach daß sie sich einer Person des Nachhofes zur Vermittlung bedient haben sollten, war nicht gut denkbar, da es ebenso unsicher und gefährlich gewesen wäre. Es gibt Geheimnisse, die man keiner Seele anvertraut. Jacques Mellier konnte sich nicht denken, auf welche Weise die Briefe an Lucile kamen, aber er entwarf auf der Stelle einen Ueberwachungsplan, den er mit Hilfe Rouvenat's ins Werk setzen wollte.

Noch fragte er sich jedoch, ob es nicht besser sei, Lucile auf der Stelle aufzufuchen und sie einem strengen Verhöre zu unterziehen. Aber die brennende Nachsucht hatte sich seiner schon zu sehr bemächtigt, als daß er hätte klar denken können.

„Nein!“ murmelte er dumpf. „Sie würde mir die Wahrheit verhehlen und ich will Alles wissen!“

Er verbrachte den Rest der Nacht in fieberhafter Aufregung, ohne daran zu denken, sich noch einmal niederzulegen. Der erste Morgenstrahl fand ihn wach, einen wilden Kampf kämpfend in seinem Innern.

2.

Seit mehr als einer Stunde war Alles wach im Hofe; das Tagewerk hatte begonnen.

Jacques Mellier ließ Rouvenat holen, der ungefäumt erschien.

„Pierre, weißt Du, was vorgeht?“ fragte er denselben barsch. — Derselbe machte verwunderte Augen. „Was willst Du damit sagen?“ fragte er.

Wie er dann das bleiche und entstellte Antlitz seines Gehebers sah, näherte er sich ihm voll Angst. „Was hast Du denn? Was ist geschehen? Bist Du unwohl?“ — „Nein. Ich begreife Deine Bestürzung, denn wie ich mich soeben im Spiegel erblickte, bin ich vor mir selber erschrocken. Pierre, ich habe heut Nacht eine entscheidende Entdeckung gemacht.“ — „Um Gottes willen, erkläre Dich doch!“ — „Meine Tochter verläßt das Nachts das Haus.“

Rouvenat erbeute.

„Geh!“ sagte er. „Das ist ja nicht möglich, das hat Dir geträumt.“ — „Ich schliefe nicht; ich war an diesem Fenster hier und habe gesehen, wie sie um Mitternacht einem Schatten gleich heimgeschlichen ist.“ — „Und Du hast sie nicht gefragt, wo sie gewesen sei?“ — „Nein, denn ich will noch nicht, daß sie sich entdeckt weiß. Uebrigens habe ich das, was sie mir doch verschwiegen hätte, errathen.“ — „Solltest Du glauben?“ — „Glauben!“ entgegnete Jacques Mellier mit einem gezwungenen Lächeln. „Ich bin meiner Sache gewiß!“ — „Du erschreckst mich.“ — „So hast Du also von nichts gewußt?“ — „Von nichts. Aber hätte Dich vor einem Irrthum und vor Ueberreizung, Jacques.“ — „Wollte Gott, ich irrte mich! Aber ich wiederhole Dir, ich bin meiner Sache gewiß!“ — „Und was glaubst Du?“ — „Ich glaube, daß Lucile eine Pflicht vergessene ist, und daß sie ihren Vater entehrt hat!“ — „Das ist nicht wahr!“ rief Rouvenat empört aus. „Ein solcher Gedanke ist abscheulich, Jacques; Du verleumddest Dein Kind!“ — „Sie ist eine Elende, hörst Du? Eine Elende!“ — „Sie anzulagen, sie, die so gut, so sanft, so vollkommen ist! ... Sie, die man in der ganzen Gegend nur, die Vorlesung der Armen und Unglücklichen nennt! Du, das ist schrecklich, das ist ungeheuerlich! ...“ — „Da Du Dich ihrer so warm annimmst, so erkläre mir doch, weshalb sie bei Nacht und Nebel in der Welt umherläuft?“ — „Schau“, Jacques, sie hat sicher, ohne daß man es wissen sollte, irgend Jemanden in Frémicourt drüben Hilfe bringen wollen. ... Wahrscheinlich der armen Wittwe Matelet, die so krank ist und um deren Kinder die Kinder wimmern und weinen.“ — „Rebe doch keinen Unsinn!“ sagte sein Herr kalt. „Habe ich sie jemals gehindert, den Armen zu helfen, wie sie nur wollte? Alle Welt weiß, daß es bei Mellier stets ein Stück Brod gab für alle Bedürftigen. Vor mir braucht sich Niemand zu verstecken, wenn er Gutes thun will. Die Tage sind lang genug, daß Lucile einige Stunden dem Wohlthun widmen kann, ohne deshalb die Nacht zu Hilfe nehmen zu müssen. Uebrigens hat sie, wie ich weiß, erst gestern Abend einen Korb mit Lebensmitteln an die Wittwe Matelet gesendet. Du suchst vergebens, sie reinzuwaschen. Ich bin, Gott sei Dank, nicht blind. Ein ganz anderer Grund lockt sie Nachts aus dem Hause. Lucile ist eine Unwürdige, sie ist der Schande verfallen. ... Ist sie rettungslos verloren? Ich weiß es nicht. Ich will es erfahren. ... Ach, und ich scheue mich doch wieder vor der ganzen Wahrheit!“ — Mit diesen Worten trat er an's Fenster und warf einen finstern Blick auf die Gegend. „Alles das gehört mir“, murmelte er bitter; „mein Reichthum hat viele Weiber; sie glauben

nicht glücklich, die Theren! Ach, wie sie sich freuen möchten, wie sie lachen würden, wenn sie erführen, daß mein Name, der Name Jacques Mellier, mit Schmach bedeckt ist!“

Pierre Rouvenat stand niedergeschmettert, regungslos, sprachlos, wie an die Erde gewurzelt.

Da trat sein Herr auf ihn zu und fragte ihn: „Hast Du nicht auch in der Nähe meines Hofes einen jungen blonden Menschen begegnet, mit blauen Augen, einem kleinen Schnurrärtchen, blaß von Gesicht und ziemlich elegant gekleidet?“ — „Ja wohl, einige Male.“ — „Kennst Du ihn?“ — „Nein. Es muß ein Herr aus der Stadt sein.“ — „Der sich eine Zeitlang auf dem Lande aufhält. Wohnt er in Frémicourt?“ — „Ich weiß es nicht. Glaube kaum. Du meinst also, daß dieser junge Mensch es sei, der ...“ — „Er ist es! Pierre, ich muß seinen Namen erfahren, seine Wohnung, woher er kommt. Du kommst heute, morgen, acht Tage einen ganzen Monat hindurch, wenn es sein muß, vom Hofe abwesend bleiben. Du erräthst, was ich von Dir und Deiner Freundschaft erwarte. Ich brauche Dir nicht Verzicht zu empfehlen. Vor Allem darf Lucile nicht erfahren, was hier zwischen uns vorgefallen ist.“

Eine Stunde später verließ Pierre Rouvenat den Hof mit seinem Reisestock in der Hand, und wandte sich nach Frémicourt.

Am nächsten Tage, gegen fünf Uhr Abends, war er in den Hof Scullins zurückgekehrt.

Jacques erwartete ihn mit Ungebul.

„Nun?“ fragte er ihn, sobald sie unbesachtet waren.

— „Ich habe in Frémicourt nichts erfahren können. Eben- sowenig in Grayon, in Terroise, in Luyet und in Nenon- court, wohin ich mich der Reihe nach begeben habe. Im Hauptorte des Kreises, in Saint-Trun endlich war ich glücklicher.“ — „Ah! Er ist also in Saint-Trun! Bei seinen Eltern?“ — „Er hat in Saint-Trun weder Eltern noch Freund.“ — „Fahre fort, ich höre.“ — „Er wohnt bei Bertaure, wo er ein Monatszimmer gemietet hat. Ich kenne den Wirth schon längst, und habe bei einer Flasche Extrawein Folgendes von ihm erfahren. Ich habe mich übrigens gehütet, allzu viel Neugier zu zeigen, um ihn nicht aufmerksamer und misgünstiger zu machen. So hat er mir Alles gesagt, was er selber weiß. Der junge Mann läßt sich Xeon nennen; seinen Familiennamen hat er nicht genannt. Er ist ein wenig scheu, spricht mit Niemandem, und Gervater Bertaure hat's noch immer nicht herauskriegen können, was ihn eigentlich in dieser Gegend sesshaft. Er geht selten aus, sondern bleibt zumeist auf seinem Zimmer, wohin er sich das Essen bringen läßt, und wo er die meiste Zeit mit Schreiben zubringt. Er zahlt sehr pünktlich seine Rechnung, und scheint also nicht unbemittelt zu sein.“

Rouvenat hielt inne, als zögere er, fortzufahren.

„Ist das Alles, was Du in Erfahrung gebracht hast?“ fragte der Landwirth. „Dieser junge Mensch verschweigt seinen Namen; es ist natürlich, daß er unerkannt bleiben will. Aber er muß doch irgendwo geboren sein. Seit wann hält er sich in Saint-Trun auf?“ — „Seit ungefähr zwei Monaten.“ — „Und Du hast nicht erfahren können, woher er kam?“ — „Aus ... aus Rheims!“ stammelte Rouvenat. „Aus Rheims, sagt Du, aus Rheims!“ rief der Landwirth, indem er die Augenbrauen runzelte. „Ich errathe! Lucile hat sich in der Nähe dieser Stadt, in Firmany, fünf Monate hindurch bei den Eltern einer Bekanntenfreundin aufgehalten. ... Ich wollte sie nicht dahin lassen; es ist, als hätte ich geahnt, was kommen sollte. ... Kein Zweifel mehr, in Firmany oder in Rheims haben sie sich getroffen. Vor zwei Monaten ist Lucile nach dem Hofe Scullins hier zurückgekehrt, seit zwei Monaten hält sich ihr Verführer in Saint-Trun auf. Er ist ihr gefolgt, so hatten sie's mit einander ausgemacht; vielleicht ist er sogar mit ihr zugleich hergekommen. Und seit zwei Monaten schreiben sie einander, sehen sie sich, und ich — ich hatte keine Ahnung von Allem! Bin ich denn blind gewesen? Welche teuflische List hat es ihnen möglich gemacht, mich so zu hintergehen? Wie er über mich lachen muß, dieser Sturber, dieser Nachtvogel, dieser Feigling, der sich tagsüber versteckt hält, weil er es nicht wagt, sich im hellen Sonnenscheine zu zeigen! ... Weshalb halten sie mich?“ fuhr er dumpf fort, „für einen jener Lustspielbater wahrscheinlich, die man zum Festen hat, die man lächerlich macht, die man verhöhnt! ... Ah! Ich will ihnen das Gegenstück beweisen! ... Sie kennen einander also schon seit Monaten. O Gott, warum habe ich jene Unglücksrabe zugelassen! Ich bin schamlos gewesen und hüße jetzt dafür — ach! so grausam, zu grausam.“

Er schwieg einen Augenblick, das Auge Starr, die Lippen zusammengepreßt. Dann richtete er sich wieder auf. „Nun, Pierre“, sagte er, „glaubst Du jetzt an mein Unglück?“

Der Diener antwortete nicht; aber Mellier hatte zwei dicke Thränen in seinem Auge blinken sehen können. Da Rouvenat seine junge Herrin nicht anklagen wollte, schwieg er. Vielleicht hielt er sie auch nur für unvorsichtig.

„Du hast meinen Auftrag gut erfüllt“, fuhr der Landwirth fort. „Aber noch wissen wir nicht Alles. Kann ich stets auf Dich rechnen?“ — „Jacques“, Du kennst meine Ergebenheit.“ — „Gewiß, alter Freund, gewiß, und ich zweifle nicht an Dir. Ich weiß, wach ich Herz in Deiner Brust schlägt. Mein Schmerz ist der Deinige, und ich bin sicher, daß Du keinen Augenblick zögern wirst, wenn es sich darum handelt, meine Ehre zu verteidigen oder zu —

rächen.“ — „Sprich“, Jacques, was forderst Du von Pierre Rouvenat?“ — „Höre: zwischen Lucile und den jungen Unbekannten in Saint-Trun besteht ein Briefwechsel; sie geben sich Stillschreiben; ich kann daran nicht zweifeln, da ich unglücklicherweise mit eigenen Augen sah, wie ... Ich muß einen dieser Briefe bekommen.“ — „Das wird schwer sein.“ — „Das ist gleichviel. Von diesem Augenblicke an ziehn wir Beide einen Beobachtungskreis um den Hof. Kein lebendes Wesen von draußen herein darf sich Lucile nähern, ohne daß wir es erfahren. Du halte sämtliche Wege im Auge. Ich postire mich hierher und über- wache das Innere. Hast Du verstanden, Pierre?“ — „Ja.“ — „D! Nichts soll meine Geduld erschöpfen. Ich will erfahren, was ich erfahren muß. Was immer für eine List sie anwenden mögen, wir werden sie aufdecken. Sie sollen mich nicht mehr täuschen. Ich bin auf der Suche nach Wahrheit, nach einer entschiedenen Wahrheit, — und ich werde sie finden.“

Häße Blitze leuchteten bei diesen Worten aus seinen Augen. „Wenn meine Tochter die Ehre ihres Vaters nicht mehr gehütet hat, wie ihr eigenes Herz“, fuhr er mit einem erstickten Keuchen fort, „dann will ich sie trinken, die Schande — Tropfen für Tropfen ...“ — „Jacques, Jacques, verurtheile sie noch nicht!“ rief Rouvenat trostlos. — „Ja, trinken will ich meine Schande und die ihre auch.“ — „Ich beschwöre Dich, Jacques, sprich nicht so, Du erschreckst mich.“ — „D, Du vertheidigst sie noch immer!“ — „Ja, weil ich nicht denken kann, daß Deine Tochter, die wohl unvorsichtig sein kann, einen so großen Fehler begangen habe.“ — „Du willst sagen, ein Verbrechen. Ach, nur zu bald werden wir erfahren, wer von uns beiden recht hat. Bis dahin wird es aber keinen Augenblick der Ruhe, keine Stunde des Schlafes mehr geben für Jacques Mellier. Seit zwei Tagen habe ich das Gefühl, als ob ich auf glühenden Kohlen wandelte; einmal, wenn ich meine Tochter anschauete, hätte ich mich bald verrathen, denn mir war, als könne ich meinen Zorn nicht mehr zurückdrängen; aber ich war stark genug, mich zu bändigen. Ja, ich werde ausharren, ich werde warten in Geduld ... D, Pierre, Pierre, Gott gebe, daß Du recht hast — für sie, für mich und für ihn ... D, Er ... Er! ... Nun, wir werden sehen!“

Und seine Lippen schlossen sich krampfhaft, nur die Wildheit seines Blickes drückte aus, was er dachte.

3.

Es ist drei Uhr Nachmittags. Die Sonne glänzt in einem wolkenlosen Himmel und übergießt das Thal mit Licht und Wärme. Es ist zur Heuerntezeit. Die Arbeiter haben eine Stunde gerast und begeben sich wieder an's Werk.

Jacques Mellier, das Haupt auf die Brust geneigt, geht in fieberhafter Aufregung in seiner Stube auf und ab. Von seinem offenen Fenster aus könnte er auf seinen Wiesen das Kind erblicken, das vor schweren Karren gespannt ist, die Sensen, welche in der Sonne blitzen, die Schnitterinnen, die mit ihren langen Gabeln das frisch- gemähte Heu ausbreiten.

Aber nein; das was sonst sein Herz erfreut hat, scheint ihm jetzt gleichgültig geworden zu sein. Sein Antlitz ist düster, wie seine Gedanken. Trotz seines Entschlusses, ruhig zu erscheinen, verhebt ihn eine peinigende Angst und er fängt an, die Geduld zu verlieren. Sein Auge blinzelt jählings drechend auf, ein nervöses Zittern überläuft ihn, der Zorn wüthet in ihm und läßt ihn die Hände ballen. „D, die Elenden! die Elenden!“ murmelte er zwischen den geschlossenen Zähnen.

Plötzlich erregt er; er hat Tritte vernommen. Er eilt auf die Thüre zu und öffnet sie.

Pierre Rouvenat trat in die Stube.

Der Landwirth befragte ihn mit dem Blicke.

„Auf Dein Geheiß habe ich die Rolle eines Spions gespielt“, antwortete der treue Diener. „Ich habe mich hinter den Büschen versteckt und den jungen Mann kommen sehen.“ — „So sprich doch leiser!“ sagte der Landwirth mit dumpfer Stimme. — „Er näherte sich der Umfriedungsmauer, hob einen ledernen Stein heraus, und setzte ihn dann wieder an seine Stelle.“ — „Und weiter?“ — „Dann entfernte er sich und ich wartete, bis er weit genug war, um nicht mehr von ihm gesehen zu werden. Ich trat aus den Büschen und näherte mich meinerseits der Mauer. Ich entdeckte leicht den ledernen Stein, hob ihn aus und fand hinter demselben einen Brief.“ — „Endlich!“ sagte der Landwirth mit wuthstiller Stimme. „Wahrlich, ein geistreiches Mittel, um hinter dem Rücken des Vaters einen Briefwechsel zu führen zwischen einer unwürdigen Tochter und einem feigen Verführer. Gib her!“

Pierre zog den Brief langsam aus der Tasche und reichte ihn dem Landwirth hin.

Das Billet befand sich in einem Cewert, welches keine Aufschrift trug.

Jacques Mellier schloß das Fenster, verschleierte sich, daß die Thüre wohlgeschloffen sei, zerriss dann das Cewert, nahm den Brief und las gierig Folgendes:

„Geliebte Lucile!

„Hier Tage ohne Dich zu sehen, erscheinen mir wie Jahrbunderte. Wie könnte ich es erst ein volles Jahr fern von Dir aushalten? Ich zittere vor dem Gedanken an die Reize, die ich unternehmen soll, und die doch so notwendig ist für unser Glück.“

„Komm' diesen Abend um zehn Uhr, wenn Alles im Hofe schläft. Komm', Geliebte, denn ich muß Dich sehen, Dich an mein Herz pressen. Ich brauche einen Blick Deines Auges für meinen geschwächten Muth, und einen Kuß Deines Mundes für mein zagenes Herz!“

„Ich erwarte Dich am Siege, und, wie immer, werden wir keine anderen Zeugen unseres Glückes haben, als die Sterne des Himmels und die Zweige der Weiden, die sich im Bache baden.“

Leon.

Eine Furchte hatte sich über die Stirne des Landwirthes gezogen, als er diese Zeilen las, und sein Auge flammte. Seine verzerrten Rüge und seine weißen Lippen verriethen eine unzählbare Wuth.

„Die Glenden! Die Glenden!“ zürnte er mit erstüchter Stimme. „Da, lies, lies,“ fuhr er fort, indem er Rouvenat den Brief reichte. „Bedarf es noch eines andern Beweises? Diese Zeilen von der Hand eines Erbärmlichen zeugen von meiner Schande! Die Unglückliche hat ihre Ehre und die meinige in den Koth getreten! — Aber wer ist er nur, dieser Feigling, welcher sich verbirgt und nur des Nachts herumtschleicht wie ein Bandit? Wehe ihm, weh' ihnen! . . .“

Pierre Rouvenat war bleich geworden wie sein Herr.

„Was wirst Du thun?“ fragte er ihn. — „Ich weiß nicht,“ antwortete Mellier mit wildem Tone. — „Ich beschwöre Dich, Jacques, überlege! . . .“

— „Das thue ich ja. Ich überdenke die Zukunft.“ — „Man denkt nicht im Zorne! Nimm Dich in Acht, Jacques. Ich habe Angst vor Dir. Ich sehe, Du hast Furchterliches im Sinne!“ — „Ja wohl. Meine Rache.“ — „Jacques, das Uebel ist vielleicht nicht so groß, als Du glaubst. Vielleicht ist es noch Zeit . . .“ — „Ich bin entehrt, sage ich Dir. Meine Tochter ist ein gefallenes, tiefgesunkenes, beslecktes und



Fluchbeladen. Er hob einen Stein heraus und setzte ihn dann wieder an seine Stelle. (S. 7.)

unwürdiges Geschöpf, verderbt durch das Verbrechen eines Wüstlings, eines Erbärmlichen! Lucile Mellier ist ein verlorenes Wesen!“

Rouvenat stieß einen Seufzer aus und senkte den Kopf.

„Wo ist sie in diesem Augenblicke?“ fragte der Landwirth nach einer Weile düstern Schweigens. — „In ihrem Zimmer.“ — „Es ist gut.“

Er nahm den Brief, steckte ihn in ein anderes Couvert, siegelte dasselbe und reichte es Rouvenat.

„Bringe dieß an den Platz, wo Du es gefunden hast,“ befahl er ihm kurz. Pierre Rouvenat wich zwei Schritte zurück, indem er den Landwirth anstarrte.

„Aber was hast Du denn vor?“ rief er ängstlich. — „Das geht nur mich an.“ — „Gut. Aber ich errathe Deine Absicht. Du willst ihnen eine Falle stellen. Wozu? Jacques, das ist Deiner nicht würdig.“ — „Ich brauche keine Bemerkungen,“ erwiderte der Landwirth, heftig mit dem Fuße stampfend. „Ich bin nicht in der Stimmung, eine Predigt anzuhören.“

„Jacques, im Namen Deiner Gattin, die Du so sehr geliebt hast, beschwöre ich Dich, höre mich! Ruhe Deine Tochter, sprich mit ihr, befrage sie.“ — „Nein. Laß mich, und thue, was ich Dir befehle. Ich will, daß Lucile diese Nacht das Stelldichein einhält, welches man ihr gegeben hat.“

Pierre Rouvenat begriff, daß für den Augenblick Alles, was er unternehmen könne, um den Zorn seines Gebieters zu mildern, vergebens wäre. Aber während er sich jetzt zum Schweigen bequeme, verzichtete er nicht darauf, später im Nothfalle seine junge Herrin zu beschützen, für die er eine ehrsüchtige, vollkommene Zärtlichkeit und Ergebenheit hatte. Er neigte von Neuem das Haupt und versank langsam das Zimmer.

Gehorsam dem Befehle den er erhalten hatte, legte er den Brief an seinen Ort hinter den Leder gemachten



Mara. Zeichnung von G. Mügel. (S. 10.)

Wie Jemand durch eine Fliege im blinden Eifer den Tod gefunden hat.

Nach Skizzen von Max Scholz.



Der Fliege Brummen hört gar sehr
Beim Rechnen den Herrn Sekretär.



Geschicklichkeit zum Fliegenfangen
Kann man von ihm doch nicht verlangen.



„Aha, jetzt auf dem Tintenfah.
Das ist dein Ende, — merkt' dir das!“



„Das war zu tief — o jemie!
Die schöne Schrift — du Bestie!“



„Jetzt laß ich nimmer von dir los,
Dein Schuldregister ist zu groß.“



„Dort oben auf der Hegelbüste.
Das ist dein Tod, du Luder; festsitz!“



O weh! Statt ihr muß Hegel 'runter,
Der Kato wird davon recht munter.
Illustr. Welt. XXIX. 1.



„Herr Gott, erbarm' dich meiner Galle,
Der Schlagfluß kommt, ein'n Stuhl, — ich falle.“ —



Ja, blinder Eifer ist nichts nütze,
Das Thier sitzt auf der Nasenspitze.

Stein. Dann begab er sich wieder zu den Diensthofen und Tagelöhnern des Hofes auf der Wiefe.

Eine Stunde später war Lucile an dem bewußten Orte der Umfriedungsmauer und fand den Brief. Sie barg ihn hastig in ihrem Wieder, indem sie ängstlich umherspähte. Ganz beruhigt, da sie Niemanden erblickte, kehrte sie mit dem kostbaren Bilet in ihr Zimmer zurück, um es daselbst ungeöffnet zu lesen.

Nicht ohne Grund zitterte das junge Mädchen. Da sie schuldberührt war, konnte sie keine Ruhe finden und fürchtete stets, ihr Geheimnis verrathen zu sehen: durch die Nöthe, die ihr so leicht in die Stirne stieg; durch ihr Auge, das den Vater nicht mehr so furchtlos anschauen konnte. Sie hatte wohl bemerkt, daß Jacques Wellier seit einigen Tagen noch düsterer als sonst geworden war. Er sprach sie nicht mehr an und schien es zu vermeiden, mit ihr allein zu bleiben.

„Mein Gott, sollte er etwas ahnen?“ fragte sie sich erschreckt. Dieser Gedanke an und für sich war schon eine schreckliche Tortur. Aber all' diese Befürchtungen, Ungewissheiten und Vorgefühle ertrug sie standhaft. Litt sie doch für ihn; für ihn, den sie von ganzem Herzen liebte, mit jener glühenden Liebe, welche jeder Hingebung und Aufopferung fähig ist!

Er war so jung, so schön. Ob er reich war? Das traute sie nicht. Aber er hatte ein edles Herz, einen großen Ehrgeiz, begeisterte Träume und Pläne für die Zukunft, wie nur ein Dichter sie haben kann, kurz Alles, was im Stande ist, die Einbildungskraft eines gemüthvollen Mädchens ganz einzunehmen.

Sie hatten sich eines Tages zufällig auf einer Dorf Kirchweih getroffen. Der erste Blick schon ließ ihre Sympathie entstehen. Er war bleich und traurig; er schien zu leiden, er war unglücklich. Auf die Sympathie folgte das Interesse. Er erzählte ihr, was er von seiner Vergangenheit wußte: ein trauriges, einlames Leben, ohne Liebe, ohne Schutz, ohne den Segen der Mutterzärtlichkeit.

Lucile versuchte es, ihn zu trösten und ihm Hoffnung auf bessere Zeiten zu geben. Sie that noch mehr: sie besaß nichts als ihr Herz, und das gab sie ihm. Sie ahnte sicher nicht, weshalb ein Abgrund am Ende des blumenreichen Abhangs lauerte.

Die Wonne der ersten Liebe verursacht eine Art Taumel, welcher entzückt und berauscht. Nach sechs Monaten war die Seligkeit Lucile's noch nicht verfliegen. In ihrer naiven und edlen Hingebung an ihn hatte sie die Lage der Dinge noch nicht klar erfasst. Sie liebte ihn blind, ohne Berechnung, und wie sie ihm ihr Herz gegeben hatte, so hätte sie ihm auch ihr Leben gegeben. Ihre Liebe stand voller Blüten und sie dachte an keinen Herbst.

Ihr einziger Schmerz war bisher gewesen, daß sie vor ihrem Vater ein Geheimnis haben mußte.

„Es ist das nöthig, im Interesse unserer Liebe!“ hatte ihr Leon gesagt. Ihre Liebe verteidigen, hieß ihr Leben verteidigen. So schwieg sie.

„Du lieber Leon!“ sagte sie sich nach dem Durchlesen seines Briefes. „Er hat sich entschlossen, abzureisen. . . Ach, es muß wohl sein — die Tage verstreichen, die Zeit drängt. . . O, es wird ihm gelingen, mein Herz sagt es mir. Hat er nicht schon genug gelitten? Der liebe Gott, der über alle seine Geschöpfe wacht, wird auch ihn nicht verlassen. Er fürchtet die Entfernung. Ach, ich bin ja nicht weniger ängstlich und betrübt darüber, als er; aber es muß sein, das Glück verlangt wohl einige Opfer. Ich werde diese Nacht zum Stellbischen kommen. Ist es ja doch das Letzte! Ich wage viel. . . denn wenn ich gesehen, erkannt würde. . . Schon der Gedanke daran macht mich schauern! Aber wenn er mich nicht noch einmal sieht, würde ihm der Muth fehlen, fortzureisen. Er ruht mich, und ich will ihm bringen, was er verlangt: den Muth und die Hoffnung.“

Sie zündete eine Kerze an und verbrannte den Brief — eine Vorsicht, die leider zu spät kam. Ihre Augen hatten sich um Thränen gefüllt; sie trocknete dieselben und stieg in's Erdgeschos hinab, um dort die Befehle für's Nachtessen zu geben und ihre sonstigen kleinen Arbeiten zu verrichten. Rowenat kam von der Wiefe heim, einen schweren Karren Heu nach sich ziehend. Er grüßte das junge Mädchen liebevoll. Die Traurigkeit in seinem Blicke fiel ihr auf.

„Mein lieber Pierre, was haben Sie denn?“ fragte sie ihn. „Sie sehen so betrübt aus.“ — „Es ist wahr, Fräulein, ich habe ein schweres Herz.“ — „Ist bei der Arbeit etwas nicht in Ordnung? Mir scheint doch, daß das Heu ganz prächtig und rasch trocken in diesem schönen Sonnenschein.“ — „Ja wohl, die Sonne macht allein für sich drei Viertel der Arbeit. 's ist auch nicht das, was mich quält. . .“ — „Und was quält Sie denn? Können Sie mir's nicht sagen?“ schmeichelte sie.

Der alte Diener füllte sich erschüttert. Er machte zwei Schritte gegen sie und hatte schon die Worte auf den Lippen: „Verlassen Sie heute Abend Ihre Stube nicht!“ Das plötzliche Erscheinen Jacques Wellier's aber schloß ihm jählings den Mund. Er warf einen langen Blick auf das junge Mädchen, der ausfas wie eine Bitte, und entfernte sich mit einem tiefen Seufzer.

„Armer Pierre!“ dachte Lucile. „Es trinkt ihn wirklich etwas. Sicher war Papa wieder über Laune.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Mara.

(Bild S. 8.)

Unsere zoologischen Gärten — London, Berlin, Köln — besitzen jetzt neuer Zeit ein Thier, das durch seine Ähnlichkeit mit dem Hasen lange diesen Namen geführt. Es darf nicht Wunder nehmen, sagt Brehm, daß frühere Seefahrer, wie Harborough, Wood, Byron und Andere, welche die Mara an der unruhlichen Küste Patagoniens antrafen, sie höchst ungenau beschrieben, so daß man unmöglich wissen konnte, von welchem Thiere sie sprachen. Mara war der Erste, welcher ihr die rechte Stelle unter den Nagern anwies. Die Mara, in mancher Hinsicht an die Hasen erinnernd, unterscheidet sich von diesen hinlänglich durch die hohen Beine und die längeren und stumpferen Ohren. Der Leib ist schwach, gestreckt und vorn etwas dünner als hinten, die Beine sind ziemlich lang, die hinteren länger als die vorderen, die Hinterfüße drei, die vorderen vierzählig, die Zehen hier kurz, dort ziemlich lang, an beiden Füßen aber frei und mit langen, starken Krallen besetzt. Der etwas schwächliche Hals trägt einen zusammengebrückten, an der Schnauze zugespitzten Kopf mit langen, ziemlich schmalen, abgerundeten, aufrechtstehenden Ohren und mittelgroßen, lebhaften Augen. Der Schwanz ist kurz und nach aufwärts gekrümmelt. Die verhältnismäßig kleinen Beinhauten zeigen eine starke mittlere Schmelzlinie. Das Fell ist weich, dicht und glänzend; die Haare sind kurz und liegen glatt am Leibe an. Die Färbung ist auf der Oberseite ein eigenthümliches Braungrau mit weißer, feiner Spreulung. An den Seiten und auf den äußeren Theilen der Füße geht diese Färbung in eine hell zimmetfarbene über. Ein schwarzer Flecken, welcher sich über der Schwanzgegend befindet, wird durch ein weißes, oberhalb des Schwanzes sich hinziehendes Band scharf abgegrenzt. Das ganze Unterfell ist weiß, geht aber auf der Brust in ein helles Zimmetbraun über. Ungeachtet seiner Häufigkeit hält es nicht gerade leicht, das Thier zu erlangen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man es ziemlich schwer zu sehen bekommt. Entweder liegt es in seiner Höhle verborgen oder hat sich platt auf die Erde gedrickt, und wird dann durch sein edelstehendes Kleid leicht den Blicken entzogen. Dazu kommt noch seine Scheu und Furchtsamkeit. Die Mara ergreift bei der geringsten Gefahr sofort die Flucht. Dabei folgt die Geschwindigkeit, welche sich gerade bei einander befindet, einem Keitthiere in kurzen, aber ununterbrochenen Schritten und ohne von der geraden Linie abzuweichen. Sie ist ein vollkommenes Tagthier, obwohl sie während der Mittagsstunden ihren Bau aufsucht. Ihre Nahrung besteht in Pflanzen, deren Wurzeln und Rinden, jedenfalls in Stößen, welche andere Säugethiere verschmähen. In manchen Gegenden Patagoniens, wo auf dem felsigen Boden nur wenig dornige und dornige Büsche ein erbärmliches Dasein fristen können, ist sie das einzige lebende Thier, welches man bemerkt. Ueber die Fortpflanzung weiß man nur, daß das Weibchen zweimal im Jahre zwei Junge wirft. In Mendoza beobachtete Götting eine erwachsene Mara längere Zeit in der Gefangenschaft. Sie war ein liebenswürdiges, gutmüthiges, harmloses Geschöpf. Gleich vom ersten Tage an zeigte sie sich sehr zutraulich gegen ihren Herrn, nahm diesem das vorgehaltene Futter ohne Weiteres aus der Hand und ließ sich, ohne Unruhe zu verrathen, berühren und streicheln. Gegen Viehschlingen zeigte sie sich sehr empfänglich; wenn man sie traute, krümmte sie den Rücken, bog den Kopf zur Seite, als wolle sie die ihr wohlthunende Hand sehen, und ließ dabei ein höchst beglücktes, aber unbedingtes Lächeln oder Grinsen vernehmen. Die Mara ist außerordentlich vorsichtig und wählt sich zum Ausruhen oder zum Fressen immer die dunkelsten, lichtesten Stellen aus, gleichsam als wolle sie es, daß sie von den Büschen aus beschlagen werden könnte. Deshalb ist es gar nicht leicht, ihr schmeichelt auf den Leib zu rücken. Im Lager läßt sie sich nie überrollen; ihre Sinne sind so scharf, daß sie schon aus großer Entfernung die Annäherung eines Feindes wahrnimmt. Am leichtesten erbeuten sie geübte Reiter mittelst der Wurfflugen. Bei anhaltendem Laufe ermüdet sie jedoch und wird von raschen Pferden nach einiger Zeit eingeholt. Indianer und Gaucho's jagen sie mit Leidenschaft, hauptsächlich des Felles halber, welches zu ebenso hübschen als weichen Fußteppichen und Decken verwendet wird.

Das einfachste Postamt

der Welt dürfte sich auf Booths Island, einem Felsenriff zwischen Queensland und Neu-Guinea, in der wegen ihrer Korallenriffe gefährlichen Torresstraße unter dem 10. Grad südlicher Breite befinden. In einer durch einen hohen Flammenfackel bezeichneten Höhle liegt eine große Zinne mit der Aufschrift: „Postoffice“. In derselben befindet sich Schreibmaterial und ein Buch zum Eintragen von Bemerkungen. Neben der Zinne lagern Vorräthe von allerlei Lebensmitteln für etwaige Schiffbrüchige, deren es in dieser Gegend wegen der gefährlichen Durchfahrt nicht wenige gibt. Jedes Schiff, welches die Insel passiert und reichliche Vorräthe an Bord hat, ergänzt den Magazinbestand und nimmt gleichzeitig die in dem „Tonnenpostamt“ etwa vorgefundenen Briefe zur Weiterbeförderung mit.

Die Anfänge der „höheren Töchterschulen“.

Der „Hamburgische Korrespondent“ brachte im Jahre 1741 folgende Annonce: „Weil es sich zutragen könnte, daß einige Personen gerne Gelegenheit hätten, ihre Jungfer Töchter in der Kost zu geben, um sie in der Gottesfurcht und in den Wissenschaften, so von Frauenzimmer gefordert wird, unterrichten zu lassen, so that man fund und zu wissen, daß alhier gewisse Personen sind, die Jungfern in der Kost nehmen, um ihnen vollkommen in der französischen Sprache, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und allerhand Handarbeit unterweisen, wofür jährlich achtzig Reichsthaler verlangt wird; dagegen verpricht man ihnen des Morgens Thee oder Caffee, und des Mittags und Abends einen guten Tisch, wie auch eine warme Stube im Winter. Diejenigen, so mehrere Nachricht verlangen, belieben sich zu adressiren bey dem Herrn Simon Peter Hempel, wohlbekannter Handelsmann in Hamburg, wohnhaft auf dem kleinen Burfisch, nahe am Hopfenmarkt.“



Aus der Gefangenschaft eines Chamäleons.

„Im Spätherbste des vorigen Jahres laufe ich,“ so erzählt Dr. A. v. Mojsisovics in der „Wiener Abendpost“, ein lebendes Chamäleon. Anfänglich hatte ich dem niedlichen Thierchen ein Blumentischchen als Aufenthalt zugewiesen; es blieb auch einige Tage daselbst und schien sich in den unmöglichen Stellungen im Geiste eines Cyperenbäumchens am beglücktesten zu fühlen; stundenlang verharrete es in einer Position wie regungslos, nur das ewige Rollen seiner Augen bekundete eine gewisse Aufmerksamkeit für die nächste Umgebung; hierbei war — Dank seiner Halbblutigkeit! — häufig ein Auge nach vorn und oben, das andere nach hinten und unten gerichtet; — noch drohlicher nahm es sich aus, wenn man mit dem Finger seinen Kopf in verschiedenen Richtungen umkreiste; jedes Auge folgte, unabhängig von dem anderen, wohin man dessen Blick gewendet haben wollte. Wie rasch, wie intensiv und in welcher unerschöpflichen Abhängigkeit von der Färbung des jeweiligen Aussehens das Spiel des verblüffenden Farbenwechsels vor sich ging, konnte ich am schönsten beobachten, wenn das Thier in seinem langsamen Tempo von der Cypressen aus die nahe Gardine erfasste und nun seinen Spaziergang bis zur braunen Gardinenkante, dann einer hellgrünen Gipsleiste entlang antrat; alle möglichen Uebergänge von Hellgelb oder Gelblichweiß bis Schwarzgrün oder Schwarzblau liefen sich da konstatiren; bekanntlich veränderte mir Bräue die Erklärungsfindung frappirenden Farbenwechsels; es entsteht dieser durch fortwährende Veränderung der Lagebeziehungen einer helleren oberflächlichen zu einer dunkleren, tiefer gelegenen Pigmentschicht unter der dünnen Oberhaut (Epidermis). Ebenso rasch und scheinbar willkürlich ändert das Chamäleon seine Farbe bei jeder Gemüthsbewegung — es ist eben eine sehr nervöse Natur. Leider sollte durch meine eigene, freilich schwer vorauszuhebende Unvorsichtigkeit das niedliche Thier, welches durch sein drohliches Wesen mein Haus ergötzte, ein tragisches Ende finden. Ich besaß eines Tages zwei Riesenechsenemplare des großen Wasserfalameanders; eines derselben wurde sofort der Wissenschaft geweiht, das andere standte ich in Ermangelung eines geeigneten Behälters provisorisch in den Glaspavillon des friedfertigen Chamäleons; letzteres konnte sich eben, laut hingekleidet, sehr glückselig gegen die gekammte Aukammelt; kaum hatte ich jedoch den neuen Zimmerfollgen eingeseigt und den Behälter geschlossen, als sich die Situation wie mit einem Schlage änderte. Plötzlich erhob sich das Chamäleon, seine Vollaugen starr auf den Eindringling richtend, und ehe ich es hindern konnte, stürzte es mit wahrer Verleumdung von der Leiter herab auf den ruhig am Boden liegenden Triton, erfasste ihn rasch am Hinterkopfe, schüttelte ihn, ließ ihn los, atattirte rasch in gleicher Weise ein zweites Mal und zog sich dann, fort und fort planchend, wieder auf seine Leiter zurück. Der Triton blutete nach dieser wenig gästlichen Aufnahme aus zwei länglichen Wunden jederseits in der Parotidengegend und entzog sich schleunigst der gefährlichen Nachbarschaft, indem er unter das Moos kroch; ich entfernte ihn indes allgütlich und richtete meine Aufmerksamkeit auf das Chamäleon, dessen Benehmen höchst auffällig war. Auf der Leiter angelangt, blieb es seinen Restkopf auf, versiel in eine Art Ohnmacht, raffte sich nach einiger Zeit wieder auf, öffnete dann wiederholt die Luftschlappen seines Mund, welcher Schaum benetzte seine Ripperränder, die Athembewegungen wurden heftig; bald legte es sich platt auf den Bauch, bald auf die Seite; ebenso auffallend war der anfängliche rasche und intensive Farbwechsel, bis nach Verlauf von etwa einer Stunde die dunkelgrüne Färbung die Oberhand behielt. Die Unruhe des Thierchens hatte sich indessen fortwährend gesteigert, anfänglich suchte es noch zu entziehen, indem es einige Male vergeblich an den mit grünem Tüll beklebten Luftschloßern des Glaspavillons scharrte und fragte, doch schienen seine Kräfte bereits den Dienst zu verlagern (wiederholt hatte es sonst das Gitter durchdrungen und sich auf meinem Schreibtische oder auf dem Dache der diversen Vogelbauer überfüllig gemacht), wie ein Klotz fiel es auf den Boden und hing dann matt und wie halb gelähmt immer wieder auf die Leiter. Nach einer weiteren halben Stunde hefteten sich eklantante Krämpfe ein; das Thier zuckte und zitterte, krümmte und wankte sich ganz erbarmsungswürdig, blies sich auf, wurde dann wieder plattgedrückt, öffnete seinen Mund, hob und senkte sich abwechselnd und gab in rascher Folge die deutlichen hellen Laute: „hje, hje“ von sich, benahm sich dabei wie von den wüthendsten Schmerzen gepeinigt, und nur mit größter Mühe erhielt es sich noch in seiner Lage, indem es sich abwechselnd mit den rechten und linken Extremitäten festklammerte. Nach zwei Stunden hatte das Thier ausgeduldet. Zufällig hatte ich während der zuletzt beschriebenen Scene Besuch und konnte ich den Anwesenden, meistens Lehramtskandidaten, ad oculos demonstrieren, daß, wie schon Levidig in seiner ausgezeichneten Abhandlung: „Ueber die Molche der württembergischen Fauna“ gezeigt hatte, auch bei den Tritonen die sogenannte Ohrspeicheldrüse (Parotis), wenigstens äußerlich nicht so circumscript hervortritt wie bei den Salamandern, doch in der Form ziemlich zahlreicher großer Hautdrüsen sehr wohl vorhanden und, wie ich hinzusetzen darf, ihr eigenes Secret (als passiver Vertheilungswasser) die eklantanten Vergiftungen — denn eine solche lag hier unbestritten vor! — wenigstens bei gewissen Thieren herbeizuführen im Stande sei.“

Die Entwicklung des Heizungswesens.

Die Urgest des Menschengeschlechts war eine Feuerloche insofern, als man es noch nicht verstand, das Feuer zu erzeugen und es für Arbeit und Leben dienlich zu machen. Erst am Abflusse der Steine wurde durch die Voharbeiten an den Materialien des Holzes, des Hirschhorns und der Steine u. dergl. Feuer zufällig durch die geleistete mechanische Arbeit erzeugt, indem die sich abblenden Holzspähnen durch die mit der Arbeit verbundene

Wärmentwicklung zur Entzündung gelangten. Das Feuer wurde daher jetzt bald nicht mehr nur gefördert und damit im Zusammenhang verehrt, sondern man lernte es auch bändigen und es sich dienstbar machen. Die früheren Bohrer, als einfachste Werkzeugmaschinen, wurden jetzt planmäßig als Feuerquell fortbewahrt. Man lernte das Feuer schälen, in kalten Räumen zündete man große Holzstücke an, die strahlende Wärme für sich und den feuerigen Schein zum Abhalten der Raubtiere verwandten, auch die Wägen wurden später durch das Feuer zubereitet. Man lernte die Metalle schmelzen, durch Feuerwirkung schmelzen und sprengen, den Dampf erzeugen und mit demselben arbeiten und fahren, künstlich beleuchten, man lernte in den Wohnungen das Feuer neben Koch- auch zu Heizungszwecken auszunutzen. So wurde das Feuer, resp. die Wärme, verbunden mit Lichterscheinungen, eines der einflussreichsten Kulturmerkmale. Diejenige Anwendung des Feuers, die wir als das Heizungswesen bezeichnen, setzt sich ursprünglich aus zwei Theilen zusammen: einmal kommt in Betracht die spezifische Feuerungsanlage, ein andermal der für die Wärmeabgabe bestimmte Theil, zu welchem sich später der noch Wärme aus größerer Entfernung übertragende Theil hinzugesellte. Als Brennmaterialien dienen hauptsächlich Holz, Torf und die verschiedenen Sorten von Kohlen, auch Koks. Die zum Brennprozeß dieser Materialien erforderlichen Dinge sind ein Herd, der eine Luftzufuhr gestattet, da alle Materialien nur unter Hinzutritt von Sauerstoff verbrennen, und ein Schornstein, da eine Verbrennung nur dann erhalten werden kann, wenn die sich bildenden Gase abziehen können. Die älteren Feuerungen zeigen indessen gar keinen Schornstein, sondern lediglich eine Oefnung, und nun bleibt es dem Rauche und den Gasen überlassen, sich ihren Ausweg ins Freie zu suchen. Selbst die heutigen Tages haben sich einige derartige Anlagen in freistehenden Bauernhäusern erhalten. Die Wohnzimmer bleiben dadurch ziemlich frei von Rauch, daß sie durch sogenannte eiserne Beileger von der Kälte aus geschützt werden; der Rauch tritt dann in Gemeinschaft mit demjenigen des Herdes durch eine Oefnung nach der großen Diele (Tenne), von wo aus er seine eigene Wege durch den Bodenraum und das Strohdach findet. — Auch die antiken, sowohl die griechischen wie die römischen Feuerungen hatten keine Schornsteine, vielmehr wurden diese erst spät, im Mittelalter, eingeführt. Der Küchenherd der antiken Haushaltungen befand sich stets im Hintergrunde des oben offenen Atriums, wodurch das Uebel wenigstens in etwas paralysirt wurde. Eine mehr entwickelte Feuerungstechnik zeigen nur die alten Badeeinrichtungen, die sowohl Wasser- wie Luftheizungen besaßen. Daß sich im Allgemeinen das Heizungswesen der früheren Kulturen nicht, wie beispielsweise die hochentwickelten centralen Wasserheizungen des Alterthums, zu einer hohen Blüte aufschwüngen vermochte, liegt schon darin begründet, daß die klimatischen Verhältnisse der betreffenden Länder von der Natur derart begünstigt waren, daß ein Schutz vor der Kälte nicht erforderlich schien. Anders ist dies aber für die gemäßigten und kalten Zonen; hier ist die Einführung des Schornsteins als ein großer Fortschritt nicht zu entbehren, da er wenigstens in der Hauptsache die Häuser frei macht vom Rauch und den sonstigen Verbrennungsprodukten. — In dieser Tendenz mochte man nun zuerst wohl etwas weit gehen, so insbesondere bei den älteren offenen Kaminfeuern mit ihren großen Abzugskanälen, die sich in manchen Ländern noch bis auf die Gegenwart erhalten haben. Diese offenen Kaminfeuer haben den Nachtheil, daß sie im Gegensatz zu den Feuerungen ohne Schornsteine, die für gar keinen Abzug sorgen, zu stark und in ungemäßigter Weise ventilierten. Sieht man sich mit den Füßen gegen einen solchen Kamin, so kann man vorne verbrennen und hinten erfrischen. Auch kommt bei dieser Konstruktion nur ein geringer Prozentsatz der entwickelten Wärmemenge zur Nutzung, während der größere Theil durch den Schornstein entweicht. Weit besser sind in dieser Beziehung die neueren kleineren Schornsteine von etwa 10 Centimeter Durchmesser und die diesen angepaßten Oefnungskonstruktionen. Die rationellere Ausnützung der Brennmaterialien hat im Allgemeinen auch mit sich gebracht die Oefenklappen, die ganz oder theilweise geschlossen werden, nachdem man das Brennmaterial hinlänglich heruntergebrannt glaubt, um ohne Nachtheil für die Gesundheit die abziehenden Gase in ihrem Ausflusse durch den Schornstein zu verlangsamen.

Aus diesen Oefenklappen sind indessen schon so mannigfache Unglücke durch Kohlenoxydvergiftungen entstanden, daß dieselben baupolizeilich verboten werden sollten, um so mehr, als man durch den Abzug des Hinzutritts der äußeren Luft zum Ofen das Gleiche erreichen kann. In Berlin, welches gleich anderen Großstädten einen besondern Heizungs- und Gesundheitsingenieur hat, ist denn auch wirklich kürzlich ein derartiges Verbot auf dem Wege der baupolizeilichen Verordnungen erlassen worden. Um nach derselben Richtung hin das Brennmaterial noch weiter auszunutzen, resp. das Entweichen der Wärme durch den Schornstein zu verhindern, ist in neuester Zeit auch noch die sogenannte ökonomische Pumpheizung entstanden, die darauf basiert, daß man den Rauchkanal nach Belieben, steigend und fallend, freuz und quer durch die Wohnung leitet, ohne daß der Brennprozeß dadurch gestört wird. Der endliche Ausfluß der Brennprodukte erfolgt nämlich hier nicht mehr durch ihre eigene lebendige Kraft, sondern durch die Pumpkraft einer angelegten Pumpe, die durch Wasser-, Gas- oder sonstige Kraft in Betrieb gesetzt wird. Es ist richtig, daß bei diesem System die größtmögliche Heizwirkung erzielt werden kann, allein es ist dennoch nicht einzulehnen, wo hier der Vortheil sein soll, weil die Ersparrnis an Wärmemenge andererseits wiederum durch Arbeit, die auch Geld kostet, ersetzt werden muß. Nur für einzelne Fälle, wo die mechanische Arbeitskraft kostenfrei zur Verfügung steht, dürfte die Pumpheizung wirklich Vortheile gewähren. — Als ein bedeutender Fortschritt in der Hygiene muß indessen das Regenerationsystem bezeichnet werden, welches die abziehenden Brennprodukte ausnützt zur Vorwärmung der Brennmaterialien und der Brennluft. Ein weiterer Vortheil würde sich in dieser Beziehung noch ergeben, wenn man den Brennprozeß anstatt mit atmosphärischer Luft mit reinem Sauerstoff zu unterhalten vermöchte. Als bestes Heizmaterial sind nach dieser Richtung hin die Zerkleinerungsprodukte des Wassers: Wasserstoff und Sauerstoff zu betrachten, die unter sich eine vollständige Verbrennung eingehen und wiederum Wasser bilden. 9 Kilo Wasser repräsentieren 3 B. den gleichen Heizwerth wie 5 Kilo Steinkohlen, die nach einer Luftzufuhr bedürftig sind von etwa 70 Kubikmetern. Man hätte daher schon längst den Gedanken gefaßt, bei dem etwaigen Versiegen der Kohlen eventuell die Zerkleinerungsprodukte des Wassers durch chemische Wirkung zu gewinnen

und zu Feuerungskosten zu senken; allein der Gedanke war deshalb ein unfruchtbarer, weil die chemischen Methoden der Zerkleinerung des Wassers verhältnismäßig viel zu kostspielig sind, um allgemein angewendet werden zu können. Nur für einzelne Zwecke kommt diese Feuerung deshalb seither zur Verwendung. Es ist aber nicht unmahrscheinlich, daß man es lernen wird, die bis dahin größtentheils ungenutzt dahin fließenden Wasserkraft für diese Ideen durch Zerkleinerung in Wasserstoff und Sauerstoff auf billige Weise dienstbar zu machen.

Auf das nun den Wärme abgebenden Theil der Zimmerheizung betrifft, so ist derselbe bald aus Radeln von Thon, bald aus Eisen konstruirt. Thondöfen sind hauptsächlich zu empfehlen, wo es sich um eine andauernde und angenehme Erwärmung, die eisernen Döfen jedoch, wo es sich um schnelles Erwärmen z. handelt. Es gibt indessen kein System der Zimmerheizung, welches allen Anforderungen zu genügen vermöchte. Vor allen Dingen hat man den Rauchherd stets im Zimmer selbst, was oft zu Mischständen, namentlich beim Anheizen, Anlaß gibt; dann aber kommt neben anderen die Gesundheit betreffenden Bedenken noch der ökonomische Standpunkt in Betracht. Für große Gebäude, Schulen und dergleichen ist es fast unentbehrlich, lokale Ofenheizung für jedes Zimmer anzunehmen. Die Arbeit des Kohlenkloppens, des Anlindens, des Nachlegens, des Reinigens der Döfen würde eine ganz kolossale und dabei ungelinde sein, nachtheilig für die Bedienten wie für die Inwohner der Zimmer. Viel einfacher, ökonomischer und zugleich in Beziehung auf die Gesundheit und Feuergefahr vorteilhafter gestaltet sich dagegen die Centralheizung für ganze Gebäude, deren Feuerungsanlage sich außerhalb des Gebäudes zu befinden vermag.

Ganz enorm ist hierbei auch die Ersparrnis an Brennmaterial, wie es vielfache Beispiele bezeugen. Im Allgemeinen fällt, als auf gleichen Ursachen beruhend, die Entwicklung des Centralheizungswesens zusammen mit derjenigen der großen Industrie. In den großen Fabriken mußte natürlicherweise Centralheizung eingeführt werden, von den Fabriken ging diese dann aber auf die Wohnhäuser, insbesondere aber auf die großen öffentlichen Anstalten, auf Schulen und dergleichen Gebäude. — Die erste Wasserheizung soll von einem Franzosen 1777 begründet sein, und zwar kam sie zuerst, in Uebereinstimmung der dargelegten Anschauung, zu industriellen Zwecken zur Verwendung. Die erste Dampfheizung wird dem Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, zugeschrieben. Die friegsbewegten Zeiten am Schlusse des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hielten die rasche Entfaltung der Centralheizung etwas zurück und erst im Jahre 1823 trat Wehner in Wien mit seinem System: „Heizung mit erwärmter Luft“ auf. Hand in Hand mit der Heizung trat hinfür die Ventilation auf. Der Entfaltungsart entsprechend, haben sich auch zuerst in den Fabriken in Bezug auf Heizung und Ventilation, wie überhaupt die gesundheitsbedingten Gesichtspunkte der Einrichtung und des Betriebes betreffend, Gesetzesvorschriften herausgebildet, und verdrängt das Institut der Fabrikinspektoren in Zukunft hierauf bezüglich sich noch fruchtbarer zu entwickeln. Wie schon erwähnt, fangen auch die großen Städte an, in dieser Beziehung voranzuschreiten, durch die Gesetzgebung sowohl wie durch Anstellung von Gesundheits- und Heizungsingenieuren.

Eingelene große Privatanstalten haben auch bereits aus eigener Initiative derartige Technik angelehnt; auch fängt man vereinigt an, den öffentlichen Kasernen und den Restaurationen ganz bestimmte Vorschriften in Bezug auf Heizung und Ventilation zu machen, und es kann das nur als ein allgemeiner Fortschritt begrüßt werden. Eine wirksame und richtige Kontrolle über die Einrichtungen und den Betrieb der diebezüglichen Gebäude läßt sich indessen nur bei großen und umfassenden Bauten erzielen, woselbst die ökonomischen Folgerungen der Ausführung der gesundheitsbedingten Vorschriften nicht hinderlich sind. In Uebereinstimmung mit dieser Entwicklungstendenz stehen auch die Erfahrungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege. Die Vorteile in petuinarer wie gesundheitsbedinglicher Hinsicht bei der Centralheizung sind so bedeutend, daß bekanntlich in neuester Zeit Projekte für Centralheizungen ganzer Städte und Städte nach Art der städtischen Gas- und Wasserleitungen aufstehen; für diese eignet sich nur der Dampf. Die Ditrührheizungen der Zukunft werden daher Dampfheizungen sein, schon wegen der leichten Beweglichkeit und der raschen Wärmemittheilung derselben. Die Frage der Möglichkeit centralisirter Dampfheizungen für ganze Städte ist in Amerika bereits praktisch gelöst, und zwar vollständig im Sinne der größeren Ökonomie und der Ersparrnis an Brennmaterial; dabei ist noch zu erwähnen, daß der Dampf hier gleichzeitig zum Betriebe von Arbeitsmaschinen, zu Haushaltungs- und Küchenszwecken z. in Benützung kommt. Die amerikanischen Ditrührdampfheizungen haben sich bereits auf eine Länge der Leitung von 30 Kilometern bewährt. Auch die deutsche Technik beschäftigt sich bereits mit derartigen Ideen; unter Anderem ist bereits von dem Eisenwerke Kaiserlautern ein diebezügliches Projekt für die gleichnamige Stadt entworfen worden. Zu wünschen wäre, daß die Kommunalverwaltungen der Städte denselben rechtzeitig ihr Augenmerk zuwenden möchten, damit es ihnen hier nicht ergehe wie mit den Gasanstalten, die meistens von Privatgesellschaften ausgebeutet wurden, resp. noch werden, um dann erst in Kommunalbesitz und Kommunalbetrieb überzugehen.

Alene Mittheilungen.

Ein Blumenparadies. Das berühmte Rosenthal bei Kalamit in Rumelien verschwindet heuer unter einem Blumenmeer, das die ägyptische Erde verdrängt. Bekanntlich ist das Thal von Kalamit ausschließlich der Kultur der Rosen gewidmet, aus denen man die in Konstantinopel und fast in allen Ländern so geschätzte Essenz bereitet. Das Schauspiel, welches gegenwärtig dieser wirklich Rosenwald bietet, ist einzig in seiner Art. Bis auf die höchsten Spitzen der Hügel sieht man nichts als Rosen von allen Farben. Es ist ein Paradies von Blumen, welche die köstlichsten Düfte verströmen, von denen die Luft bis auf acht Meilen Entfernung durchwühlt ist. Es find insbesondere Engländer und Russen, welche jährlich die Gärten aufsuchen. Seit einem Monat sieht man sie in Menge, sowie zahlreiche Touristen dieses reiche Thal längs des ganzen Balkans durchstreifen. Die Steuer aus dem Jahresertragnis für die Rosen von Kalamit bildet in dem osmanischen Budget eine ansehnliche Ziffer und erhöht sich gewöhnlich auf zwei Millionen Franken.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wiße.

„Haben Sie sonst noch etwas zu Ihrer Verteidigung anzuführen?“ fragte kürzlich der Richter einen der bedeutendsten Berliner Balconetmarder.

„Jewiß, Herr Gerichtshof, indem ich nämlich bei die ganze verfluchte Geschichte richtig im Auge faßt bin. Ich sage Ihnen, Herr Präsident, der Hof war schonmäßig schlecht, die reinste Fabrikarbeit, reine Maschinenarbeit! Keine einzige Naht kam an den dämlichen Rock ganz bleiben; nicht drei Tage kann man mit dem Wunder laufen! Wenn des keine milderen Umstände sind, denn weiß ich nicht, wo sie herkommen sollen!“

Welche Mittel die Amerikaner anwenden, um ein „volles Haus“ zu erzielen, dafür möge folgendes Beispiel sprechen. Ein Menageriebesitzer zeigt an, daß sein glücklicher Elefant zu seinem Besten auf einem prachtvollen Grad einige Klavierstücke vortragen werde. Alles rennt hin, um den neuen Virtuosen zu hören, und eine große Einnahme wurde erzielt. Vor Schluß der Vorstellung wird ein schönes, nagelneues Pianoforte mitten in den Circus hineingestellt und der Deckel abgehoben. Rauflose Stille. Der Elefant tritt nach den üblichen Verbewegungen an das Instrument, hebt endlich seinen Fuß und setzt ihn auf die Klaviatur. Plötzlich erhebt er ein schreckliches Geschrei, das wie Weinen klingt und die Zuschauer mit nicht geringer Angst erfüllt. Der Besitzer des Thieres tritt endlich hinzu und nachdem er seinen Kopf in den Rücken des Elefanten gekleidet, um dort die Ursache des Weins zu erfahren, läßt er den dachhäutigen Virtuosen vom Klavier wegführen, indem er der staunenden Menge verkündet: „der Elefant könne auf diesem Klavier nicht spielen, da er zu tief ergriffen ist, weil er in den Tönen der Klaviatur die Zähne seiner armen Mutter erkannt habe!“

Der „Prämienhund“ als Reklame.

Das in Leipzig erscheinende Fachblatt: „Der Hund“ erzählt als Reminiscenz an die jüngst verlossene internationale Hundeaussstellung in Berlin folgende humoristische Geschichte: Am Abend des fünften Tages der Berliner Hundeaussstellung hatte sich ein Kreis von Hundefreunden unter der Veranda des Cafés neben dem Kaiserhof verammelt und studierte eifrig die soeben erschienenen Prämienrusslisten, als ein Vorübergehender plötzlich in die Worte ausbrach:

„G. Herrschel! — Du bringe je wahrhaftig de Prämienhund auf'n Wagen durch die Stadt!“

Alle Augen wandten sich der bezeichneten Richtung zu und in der That sah man ein seltsam ausgeputztes Fuhrwerk, auf dessen Hinterbänken ein großer rother Hund von einem in gelbe Seide gekleideten Reiter gehalten wurde, sich zwischen den vorbeisirenden Droschkas die Straße hinausbewegen. Eine große rote Standarte ließ noch aus weiter Ferne die Worte erkennen: „Dieser Hund ist...“ höchsten Ehrenpreis — z., gleich darauf verschwand Alles im Gemüll der Straßenverkehrs. Stumm vor Erstaunen starrten unsere Hundefreunde sich gegenseitig an.

„Die Nummer ist ja gar nicht prämiert!“ rief endlich Einer aus, nachdem er die Prämienrussliste mit einem raschen Blick überflogen.

„J.“ — versteht ein Anderer — „wo werden je denn solche Thiere prämiert, habt ihr denn nicht gesehn, denn war ja 'n je-roller Bernharbinder!“

„Das ist reiner Schwindel.“ — entscheidet ein Dritter, — „reiner Schwindel — das ist sicher wieder 'ne hiesige Hunderaffenfabrik, die nun die Gelegenheit benützt, um Reklame für ihr faules Geschäft zu machen.“

„Ei, da müssen wir doch jedenfalls sofort einschreiten — hat denn Keiner die Adresse gesehn — die Firma müssen wir jedenfalls zuerst haben — nehme doch 'mal Einer gleich 'ne Droschke und fahre dem Kerl nach!“

Gesagt, gethan — ein älterer Herr schreitet sofort mit unheilvollender Miene der nächsten Droschke zu, während zwei jüngere Mitglieder unseres hundefreundlichen Klubs sich bereits in Trab gesetzt haben und allem Anschein nach das verdammdene Fuhrwerk bald überholen werden. — Nach geratener Weile kehren alle Drei wegmüthig lächelnd und kopfschüttelnd zurück.

„Nun, wer ist's denn, wie heißt die Firma?“ schallt es von allen Seiten.

„Geduld — Geduld, gleich können Sie's mit eigenen Augen sehen — der Wagen kommt ja schon wieder zurück!“

Und in der That zog das seltsame Gefährt mit dem großen Hunde und dem Rigger in der gelben Seide zum zweiten Male vorüber und auf der großen feuerrothen Standarte war in goldenen Lettern zu lesen:

„Dieser Hund!!! erhielt bei der soeben beendeten Prämierung der großen internationalen Hundeaussstellung den höchsten Ehrenpreis — ein silberner Pokal im Werthe von X000 Mark — nicht!!!“

„Dagegen findet man in dem schattigen Gartenlokal des Unterzeichneten die feinsten Biere, rein gehaltene Weine und eine ganz exquisite Küche.“

Xmeier & Comp.®

Beim Gewitter.

Ein Bube sitzt auf dem Baum.

Vater: Fröh, komm' herunter, es donnert schon.

Bube: Ach, ich hör's auch hier oben.

Bilderräthsel.



Räthselprung.

flun-	ben	him-	nen	dei-	en	au-	ber
de	hel-	de	lie-	meis-	li-	nen	blau-
au-	de	blüh'n-	in	drin-	fen	se-	en
le	fig-	mit	man-	gen-	strun-	gefnb	tie-
du	gen	aß	ten	lä-	id	dir	lig
id	um	mend	schau-	ber-	mun-	nen	fii-
liegt	ten	so	war-	fin-	er-	wägn'	de
id	träu-	mein	sun-	en	fragt	hem	ju

Anagramm.

Man höret drin oft muntere Lieder;
Wenn man die Zeichen anders reihet,
Bringt's Menschen in die Heimat wieder,
Rur, daß er sich darob nicht freut.
Laß noch mal neu die Zeichen sehen,
Wirst du's im Garten grünen sehen.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Am. B. in A. Die Zahl ist heilig. Wir wollen Sie nicht länger damit aufhalten.
Hrn. Gnechke R. in M. Weiße, resp. paßgelegte Handschuhe auf der Straße zu tragen, ist abgesehen und im höchsten Grade un- elegant, ebenso wie Mitaines.
Hrn. Hatzel, A. in M. Die Erfahrung spricht dagegen: ent- weder die Tringelder ganz abschaffen, dann müssen aber auch die Diene- den im Hotel auf jede Weise abgehalten werden, ihre Ansprüche durch Wort und Miene geltend zu machen, oder sie belassen — und dann gar nichts davon in der Rechnung!
Hrn. Ad. F. in G. Antworten auf die Meeresschaumfrage haben wir bereits gegeben. Vielen Dank.
Hrn. Rath B. in A. Die Schweizer Zollbehörden sind, sobald das Gedächtnis des Reisenden sich als solches ausweist, sehr coulant, da- gegen ist man in den deutschen, französischen und italienischen Grenze, wenn man sich in diese Länder aus der Schweiz begibt, sehr streng.
Hrn. Jos. Hofm. in Z. Dancula wurde 1818 geboren.
Hrn. Karl R. in B. Des Vorsehens Heimweg noch nicht ganz druckreif.
Hrn. Bertha v. R. in O. Wir werden Ihre Wünsche — so viele ihrer auch sind, im laufenden Jahrgang erfüllen. Man behauptet, ein Tropfen kölnisches Wasser auf Zucker verschönere die Augen für einen Abend, probirt haben wir's nicht.
Hrn. Kohn, R. S. in Dr. Wenden Sie sich an die Droguen- handlung von Jost in Stuttgart.
Hrn. L. A. in Wien. Wir haben jene Statistik einem andern Blatte entlehnt, kennen aber die einzelnen Zahlen nicht. Lassen Sie es durch den österreichischen Generalconsul in New-York gehen.
Hrn. E. A. in Stuttgart. Mittler's Buchhandlung in Berlin wird es Ihnen besorgen.
Hrn. Anna S. in A. Sie haben vergessen, daß Sie als Dame diesen Schritt doch nicht werden wagen können. Warten Sie ruhig ab, nach der ganzen Sachlage muß er Ihnen entgegengewonnen.
Hrn. G. A. in Frankfurt. Wir haben Ihre Anfrage be- antwortet. Wir können aber nicht jede Anfrage im Kopfe behalten und bitten Sie, solche zu wiederholen.
Hrn. Maj. v. P. in K. Der bayerische Kron- resp. Verdienst- orden gibt allerdings den persönlichen, nicht auf Nachkommen und Ver- wandte übergehenden Adel, aber nur dem Bayer.
Hrn. L. M. in Chem. Wollen Sie sich wegen der Maschine und ihrer Behandlung an die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M. wenden.
Hrn. G. C. in A. Andriens, Sprachreinheit, Bonn, 1880.
Hrn. R. A. B. in D. Das Roth Sternwarte ist erst 180 Jahre alt und stammt aus Popowitsch's Untersuchungen vom Jahre, 1750.
Hrn. Rath W. in Mannh. Die Kaskaden aus dem Feuer hollen ist aus einer Fabel von Lafontaine, Buch 9, 17, genommen.
Hrn. Vater H. A. in B. Das Soolbad Wälder am Stein (Nabebahn) dürfte alle die Eigenschaften besitzen, die Sie wünschen.
Hrn. Clara M. in F. Sie werden in Oberammergau nicht finden, was Sie suchen, mit Ihren religiösen Anschauungen gehen Sie lieber nicht dahin.
Hrn. Eisenbahnir. P. in A. Wir kennen F. aus eigenem langjährigen Besuche und können es Ihnen mit bestem Gewissen em- pfehlen.
Frau v. G. in S. Das ist eine der beiden Inseln im Chiemsee, auf der sich König Ludwig gegenwärtig ein Lustschloß bauen läßt.
Hrn. Dr. A. in M. Die 24. Versammlung des Gesamtvereins der Gustav-Adolph-Gesellschaft findet dieses Jahr vom 14—16. September in Karlsruhe statt.
Hrn. A. B. in L. Der Kölner Dom wird allerdings in den nächsten Monaten vollendet und wahrscheinlich diese Vollendung mit einer großen Feier verbunden sein.

Wichtige Lösungen haben eingehandt: Frln. Meta Gemeinhart in Altenburg, Fr. Bertha Reppich in Leipzig, Maria Groh in Woblan, Frln. Emma C. in M. Bernhadrine v. R. in S. Irene R. in Bern, Dorothea Zeitelles in Mün- chen, Gräfin Palma Koch in Rom, Fr. Gustav Rod in Reichenberg, A. Rehner u. R. Rudloff in Oels und Do- berney, Jul. Bloch in Delmenhorst, Graf P. in M. Oberst Wohl in M. Julius Ehrhardt in Wien, Alexander Ro- manowitsch in St. Petersburg, Karl Herold in Dres- den, D. Weterien in Westfalen (381), Oberl. P. Peter in Leimerich, Karl Gahn in Gatterfeld, Karl Gahn in Troppau, Jean Leopold L. in Bielitz, Jos. Hofmann in R. Liebs, Georg Hoppe in Celle, Karl Rander in Biala, Karl Frohm an Braunshweig, Franz Zantisch in Reichenberg.

Arztliche Korrespondenz.

Hrn. C. D. 12 in Gogolin. Die angegriffene Difformität, wenn nicht in höherem Grade vorhanden, schadet durchaus nichts zur Erreichung des bewünschten Zweckes.
Hrn. Geint. S. in Brodersby. Die angegriffenen Gerade- holder sind recht empfehlenswerth. Die billigeren Sorten sind von gleicher Wirkung wie die theureren. Der Preis richtet sich einzig und allein nach der Eleganz der Ausstattung.
Hrn. S. S. in B. Spezielle Institute zur Ausbildung für Zahn- ärzte gibt es nur in Nordamerika, z. B. in Philadelphia. In Deutsch- land können Sie die Zahnheilkunde zu Berlin, Leipzig und Halle bei den an der Universität angelegten Professoren erlernen.
Hrn. A. B. in S. Hönberg. Gegen nervöse Beschwerden werden mannigfache Mittel empfohlen. Außer von den Chininpräparaten hat man auch schon viel Erfolg von der Elektricitätsbehandlung gesehen.
Kobonnet in S. in Ungarn. Wir halten von den angegrif- ten Remedialmenten des Herrn V. in S. gar nichts.
Hrn. S. S. Waldbauer, Milchwirth und Pferde- liebhaber in Rußland. 1) Waschen Sie sich an der leidenden Stelle, an welcher sich der betreffende Parasit eingelangt hat, Umhänge mit 5 Prozent Karbolsäure, d. h. 5 Theile Karbolsäure auf 100 Theile Wasser gelöst. Wenn Sie diese Umhänge einige Stunden fortsetzen, wird der Parasit rasch zum Schwinden gebracht sein. 2) Der Beschma- der der Milch bei Rühren, die bestimmte Kräuter versetzen, kann nur befeuchtet werden, wenn den Thieren eine andere Nahrung gegeben wird. 3) Es gibt kein Mittel, um den Haaren der Pferde da u. a. d. e. Färbung zu geben, ebensowenig wie man dieselben bei Menschen erziehen kann.
Hrn. D. B. in Darmstadt. Begeben Sie sich zu einem Augen- arzte. Auf brieflichem Wege ist hier nichts zu rathen.
Hrn. v. P. in R. 1) Ovarien sind im Musikalienverlage von Falter & Sohn in München zu haben. 2) Der Genuß frischen Quell- wassers ist dem Körper eines jeden Menschen nützlich. 3) Mäßiges Gigarettenrauchen — 1 bis 2 Stüd pro Tag — wird Ihnen nicht schaden. 4) Hüftgelenken befeuchtet man am besten durch ein schmales Hüftgelenk- messer, nachdem die harte Stelle durch ein warmes Fußbad erweicht worden ist. 5) Von der angegriffenen Naturheilmethode beweisen wir Sie auf die Antwort an Herrn Dr. E. in A.
Hrn. M. R. in G. 1) Kneipen des Mundes mit geeigneten desinfizierenden Mundwässern, die Sie in jeder Apotheke leicht haben können und welche den üblen Geruch bald beseitigen werden. 2) Ein derartiges Buch ist uns unbekannt. Die Bedingungen zum Eintritt in die englische Kriegsmarine erfahren Sie, wenn Sie sich an das Militär- bureau für Militär und Marine in Leipzig wenden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Domin. — Sein Bild. — Einmalige. Aus der Blumenwelt, Kroll (Saron). — Der Verlobungs- leser, eine Humoreske von Otto Bode. — Das „Schultertragen“. — Fisch- beladen, Roman nach Emile Zola von Emile Baccaro. — Die Maria. — Das einsame Volk. — Die Anfänge der „höheren Züchtergelen“. — Aus Natur und Leben. — Humorige Blätter. — Bilderzählung. — Ana- gramme. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Die „Donna Anna“. Der Gärtner richtet den Ohnmächtigen auf. — Das „Schultertragen“, Gemälde von Professor M. Oppenheim. — Sein Bild! Originalzeichnung von Josef Witzmann. — Fischbeladen. — „Er hob einen Stein heraus und legte ihn dann wieder an seine Stelle.“ — Maria, Zeichnung von G. Meißel. — Wie jemand durch eine Kugel im blinden Wä- der den Tod gefunden hat, nach Elyen von Max Schütz.

Ankündigungen.

Die Smal gepaltene Nonpareilzeile 60 Pfg.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Die Einmachekunst
aller Beeren, Obst- u. Gartenfrüchte.
— Das Trocknen und Eindunsten der Früchte und der Gemüse. Die Zubereitung ver- schiedener Säfte und Gelees.
Von D. Brode. — 1 M.
Erstliche Buchhandlung in Duedlinburg.

Berlag von Gustav Klingenstein in Salz- wedel.
Die Europa schreibt: C. F. C. Karlowa's Werk:
Die intelligente Hausfrau
erweist sich durchaus als ein zuverlässiger Rath- geber für Familie, Küche und Haus.
Preis broich. 2 M.; eleg. geb. 3 M.
Expedition franco bei Einsendung des Betrages.
Berlag von Gust. Klingenstein in Salz- wedel. 39

Zithern
Hefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Güte und mit großer Zonfülle, gut be- satzt schon von 16 M. an; feinste Qua- litäten 22, 28, 36—150 M. Schulen zum Selbstlernen. Preis-Courant franco!
Die Saiten-Instrumenten-Fabrik von
Gebrüder Wolf in Kresznach.

Alle diejenigen, deren Verbindungen mit Adelgeschlechtern dunkel sind, werden, be- züglich hiesiger Anforderungen u. Genossen, ersucht, dem Ober-Lieut. v. Frost in Kolding, Dän., ihre Adresse aufzugeben zu wollen. NB. Porto 20 g.
Galvanische Niederdräge
von den in meinen Journalen „Ueber Sand und Meer“ und „Wunderliche Welt“ erschienenen Illu- strationen werden hiesig zum Preise von 10 M. pr. Quadrat-Centimeter abgegeben.
Stuttgart. **Eduard Hallberger.**

Männer von Hoch Namen — gestützt auf Experimente — mit uns überein, daß eine abgeschlossene Luftkammer das allein richtige Vertheilungsmittel ist. Unsere

neugefundeten Luftunterkleider

sind daher in Zeugnissen ärztlicher Autoritäten als die gesunden, angenehmen, dauerhaften, reinlichen und billigen Unterkleider bezeichnet worden. Prospekte und Zeugnisse gratis.

13 **Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden.**

Böhmens Schatz!
Püllnaer

Natur - Bitterwasser

zum Wohle u. Heile für Gesunde u. Krankel
(Preisgekrönt zu Philadelphia 1876, zu Paris 1878 und zu Sydney 1879.)
Seit 100 Jahren bewährt als das **gesündeste Auflöse-Abführ- mittel und als der beste Wächter der Gesundheit und des Lebens!**
Verkauf überall.
Die Gemeinde-Bitterwasser-Direktion in Püllna (Böhmen), 41
Anton Ulbrich, Sohn des Gründers.

Zulius Gerfig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 30
Reis- und Wiederum hat Gerfig
Wied. — Prospekte gratis und franco.

— Gefichtshaare —

zu entfernen bei Damen, neureses Präparat, giftfrei, unschädlich und reizt nicht garz Haut, a. Flac. 2 M. 50 g. franco. 17
Wöhlbild i. Thüring. **J. Rottmann, Apoth.**
Ein stud. phil., der Verhältnisse halber sein Studium unterbrechen muß, sucht inzwi- schen Stelle als Hauslehrer. Offerten unter L. B. Nr. 11775 befördert die Annoncen-Expedition Th. Dietrich & Co., Cassel. 55

Bode & Trone, Hannover,
Fabrik feuer- und diebessicherer
Geldschränke,

empfehlen:
Diebesfichere Kassetten
elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Glasbühnen.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Längem. 14 16 20 24 30 35 40
Breitem. 10 12 15 18 20 25 30
Höhe cm. 6 8 10 11 12 14
Preis M. 9.50 10.50 13.50 15.50 20.50 22.50 24.50
inkl. Verp. in einer Rille.
Fein lackirt und zum Feilschlichen auf einem Tisch oder in einem Schrank ein- gerichtet.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Preis M. 11.50 12.50 15.50 21.50 27.50 35.50 44.50
Preis-Courant gratis u. franco. 64

Klinik,
v. Staatskons. Ganz- lehrer, besonders günstige Er- folge bei Haut-, Unter- leib-, Schwäche, Rheumatis- mus, Gicht, Nerven- und Geisteskrankheiten. Dr. Rosenfeld in Berlin, Leipziger- straße 113. Auch brieflich. Prospekte gratis.

Für Männer

jeden Alters sehr wichtige Gründung. — sorgfäl- tig begutachtet und empfohlen. Prospekt, sowie Prospekt vertheilt franco verschlossen gegen Ein- sendung von 50 g. in Briefmarken
Generalagent **Bujatt in Nürnberg.**

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis. 19
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

Musik im Hause!

330 Piecen für Piano

zusammen für 10 Mark!!!

12 der neuesten Märche,
13 ditto Märche,
22 ditto Volks-
11 ditto Scherzen,
9 ditto Volks-Musik,
8 ditto Medusen,
12 ditto Rheinländer,
13 ditto Zwerge,
100 der beliebtesten Volkslieder mit Text.
17 brillante, große Salon-Konzertstücke,
48 Piecen ohne Worte von Mendelssohn,
50 beliebte Piecen der schönsten Cyren,
15 der schönsten Polonaisen, Nocturnes und
Walzer von Chopin.
Alle diese 330 Piecen in schönen, großen Quartett-Albumen, in 6 elegant ansehn- lichen Alben, mit vorzüglich großem Druck und schönem Papier, unter Garantie für neu, komplett und fehlerfrei
zusammen für 10 Mark!!!
Achtung! Aufträge werden prompt und exakt gegen Nachnahme oder Einzahlung des Betra- ges voll- und pünktlich effectuirt von der Buch- und Musikalienhandlung.
68

Moritz Glogau jr.
Hamburg, Graskeller 20.

Der Haarschwund

Ärztlicher Rathgeber bei allen Krank- heiten der Haare, sowie der Kopfhaut- logische Beobachtungen am mensche- lichen Haarschwund, sowie die rationelle Pflege des gesunden u. kranken Haars ist gegenwärtig eine der wichtigsten Auf- gaben der deutschen u. französischen Anzab- listischen vom Verfasser.
Edm. Bühlig in Leipzig.

Vogelfutter

für in u. ausländische Vögel empfiehlt in bester Qualität, Preisverge- nisse roth- und schwarze, **Paul Lindner, Liegnitz, Vogelfutterhandlung.** 69